WALTER BENJAMIN

BRIEFE

Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von
Gershom Scholem und Theodor W. Adorno

BAND 1

MCMLXVI

SUHRKAMP VERLAG

den bibliophilen Wert dieser Entstehungsgeschichte, die nur in einem Exemplar hergestellt wird, zu verweisen.

Natürlich glaubst Du das alles nicht, mit einem diabolischen Lächeln flüsterst Du „Stolpmünde" und die innere Verlogenheit obiger Behauptungen ist erwiesen.

Ich kann nur soviel gestehen, daß Stolpmünde allerdings meine ehrlichen Rehabilitierungsversuche in einem Rahmen strandiger Vormittage stand [sic] und die Bilder meiner Tätigkeit auf den Grund kaffeedurchfeuchteter Nachmittage wirkt.

Einen ernsten Einfluß kann Stolpmünde auf mich vielleicht noch ausüben. Hier zum ersten Male ist Zionismus und zionistisches Wirken als Möglichkeit und damit vielleicht als Verpflichtung mir entgegen getreten.[2]

Wie ich trotzdem – wie natürlich – ganz bei der Wickersdorfer Sache[3] bleiben würde – das in Berlin.

Wenn Freiburg jetzt anfängt, der Vergangenheit anzugehören, wirst Du bald etwas davon erfahren.

Dein Walter.

(Nächste Woche komme ich nach Berlin)

1 In „Das Erlebnis und die Dichtung" (1905).

2 In Gesprächen mit Kurt Tuchler aus Stolp (geb. 1894), der damals Oberprimaner war. Tuchler schreibt: „Franz Sachs brachte in den Sommerferien Walter Benjamin mit nach Stolpmünde. Während dieser ganzen Ferien war ich täglich, um nicht zu sagen stündlich, mit Benjamin zusammen, und wir hatten einen unerschöpflichen Gesprächsstoff. Ich versuchte, ihn in meinen zionistischen Vorstellungskreis einzuführen. Er versuchte seinerseits, mich in seinen Gedankenkreis zu ziehen. Wir setzten unseren Gedankenaustausch brieflich mit großer Intensität fort." Dieser Briefwechsel ist in der Nazizeit verloren gegangen. (Brief Tuchlers vom 26. 2. 1963, Tel Aviv).

3 Der Bewegung um Wyneken und die radikale Schulreform.

3 Friedrich C. Heinle, an den sich W. B. damals enger anschloß.
4 Ein Wort unleserlich.

11 An Carla Seligson

Freiburg i. B., 30. April 1913

Sehr geehrtes Fräulein Seligson,

Sie sahen, daß ich, entgegen meinen Worten, nach meiner Rückkehr von Schreiberhau, nichts von mir verlauten ließ. Das tut mir selbst sehr leid, ich konnte es aber nicht ändern. Mich hatten nämlich die paar Tage in einem schönen Frühling, der im Tal war (und tiefer Schnee auf dem Kamm), in einen Zustand gebracht, in dem ich nach Möglichkeit menschliche Gemeinschaft meiden mußte. Ich war ganz zergrübelt, mit intellektuellen Sprengstoffen angefüllt, die jeder ahnungslos zur Explosion hätte bringen können. Sie fragen sich, ob dies vielleicht regelmäßig die Wirkung schöner Landschaft auf mich sei? Nein – sondern ich hatte es in Schreiberhau so angefangen: den halben Tag ging ich spazieren und den andern las ich. Lektüre: Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Kierkegaard: Entweder – Oder. Gottfried Keller: Das Sinngedicht. Aber kein normaler Mensch kann die gigantische und ausschließliche Gemeinschaft mit diesen Schriften eine Woche aushalten. Wenn ein paar Seiten im Kant mich ermüdet hatten, flüchtete ich zu Kierkegaard. Sie wissen wohl, daß er auf dem Boden der christlichen Ethik (oder wenn Sie wollen, der jüdischen) so rücksichtslos und Heroisches fordert wie Nietzsche auf anderem Boden und daß er psychologisch so vernichtend analysiert wie er. Entweder – Oder ist das Ultimatum: Ästhetentum oder Sittlichkeit? Kurz, dieses Buch, das mir Frage auf Frage stellte, die ich stets geahnt und nie mir ausgesprochen hatte, regte mich (selbst) mehr auf als irgendein andres. Und danach ist es wiederum nicht leicht, auf Kellers schweren Stil sich zu spannen, der jeden Satz langsam zu lesen verlangt.

sein würden – was ja auch möglich ist – wenn sie im Winter ihren Jour hat.

In wenigen Tagen wird wohl das erste Heft des Anfang erscheinen. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mir schrieben, vielleicht auch vom „Anfang" wenn er erschienen ist.

Ich hoffe Ihnen in einigen Wochen eine Arbeit von mir zuschicken zu können. Ich habe diesen Winter einen „Dialog über die Religiosität der Gegenwart"[1] geschrieben, den ich jetzt typen lasse. Davon gelegentlich.

Mit den besten Grüßen und der Bitte, mich Ihrer Frau Mutter zu empfehlen

Ihr Walter Benjamin

PS Wenn die Schrift schlecht ist – ich glaube es – entschuldigen Sie es bitte.

1 Im Nachlaß erhalten.

12 An Herbert Belmore

[Freiburg, 2. 5. 1913]

Lieber Herbert,

mich, einen Untätigen und Abwartenden, der bei Philosophie und Regen vielleicht einen Pfingsten in Freiburg erduldet hätte (und ruhig erduldet) hat ein Schicksal ereilt. Ich werde sehr wahrscheinlich am *9ten* hier abreisen und bis zum *22ten* in Paris mich aufhalten. Dies in Gemeinschaft mit Kurt Tuchler und einem gewissen Herrn [Siegfried] Lehmann[1], der jetzt Tuchlers Bundesbruder und vor 12 Jahren mein Spielfreund war. Wieder einmal, wie so oft, trifft ein Entschluß mich nicht kindlich verfreut, sondern wird abwartend und scharf kontrolliert eingelassen, wie an der Douane. Dieses sei in einem spätern Brief begründet. An Dich richte ich dieses, um Literatur zu erfahren und vielleicht auch sonst Winke für Paris. Karl Schefflers „Paris" wird zunächst auf gemeinsame Kosten beschafft. Aber weiter. Enthält der „gefühlvolle

als ich wußte und Ihr ahnt: Ich rette mich nicht – ich steige nicht auf, sondern ich *siege* auf diesem Boden.

Nun zu den Thesen.

I Ich bin und fühle mich im Zustand der ὕβρις, der frevelhaftesten Sicherheit über Göttern und Menschen

II Ich kam zu fremden Völkern, die mich nicht ehren, und sehe, daß mein Wesen auch ohne geehrt zu werden bleibt.

III Ich sehe es sich bewähren, endlich geht es in die Breite und materialisiert sich im Irdischen, anstatt steil zu steigen. Dieses geschah durch sinnliche Widerstände.

IV Ich sehe, daß es nicht mein Gewissen, sondern meine Natur ist, die mich beschränkt. Mein Gewissen ist meine Natur. Ich kann nicht dagegen handeln: so ist es kein Gewissen mehr. Auf der Schule schrieb ich nie ab: Das war nicht Gewissen, sondern Klugheit, Kurzsichtigkeit (Natur).

V Wenn man diese Natur einmal resignierend anerkennt, gewinnt sie Kräfte, die sie nicht ahnte: sie gewinnt ihre *eigene* Sinnlichkeit, löst sich von Thesen.

VI Daher gehe ich ohne Schaden des Leibes und der Seele mit Christen und solchen um, und bin ihnen überlegen. Bis auf Keller, dem ich gleich bin, an einem andern Pol, dem ich jetzt dennoch begegne (Könnt Ihr denn dies nicht verstehen?) *weil* ich ihm gewachsen bin, weil wir wissen, daß wir nichts Gemeinsames haben, als dies: daß wir ich sind. Das Ich ist keine Gabe, sondern eine Beschränkung. Diese eben ist Reife.

VII Aber es bleibt dabei: ich bin erst frei (sinnlich), ich bin erst selbst, wenn ich die Grenzen kenne. Das Gewissen wohnt innerhalb dieser Grenzen. Abgesteckt sind sie von der Natur (und mag diese Natur früher einmal Gewissen gewesen sein) (s. These IV)

Mehr kann ich nicht wissen und dies ist die Erleuchtung von 3 Wochen.

Anschaulicher Teil: ich bin gestern in Littenweiler tanzen gewesen mit Keller, Englert, Manning, Heinle – es ist mir vor ihnen gleichgiltig gewesen, ob ich gut oder schlecht tanze. Ich ging, wann ich wollte. Weiter: es wächst hier eine Revolution, die ich mit Sicherheit befehle. Ich bin der Gegenpol Kellers und befreie die Leute von ihm, nachdem ich mich

Anfang einer schönen Geselligkeit werden kann. *Natürlich* soll Wyneken nichts damit zu tun haben. Neulich schrieb Quentin einen Collektivbrief an die Freiburger[4], in dem er mitteilt, Moritz Heimann[5] plane eine jüdische Freie Schulgemeinde für Deutschland. Viel Konsequenz! Was weißt oder erfährst Du davon?

Paul Hoffmann hat mit mir korrespondiert, interessiert sich für uns, wollte kurz vor meiner Abreise mich noch persönlich sprechen, doch war es zu spät. Ich mutmaße, daß er aus dem Kunstwartkreise kommt, also vorsichtig anzufassen! Nicht zu radikal.

Berichte mir von Herberts Vortrag in der Abteilung!

–

Und jetzt komme ich meinem „Brief" (dessen ungewohnte Bogen mich erheblich stören) schon näher. Wynekens Begründung der Abstinenz. Du nennst sie „wundervoll"; ähnlich schreibt mir mein Bruder: so muß sie auf jeden wirken, der mit reinem Gewissen dasitzt und abstinent *ist*. Nicht so ich. Was hilft Dir

[Schluß fehlt]

1 Die von Gustav Wyneken herausgegebene „Zeitschrift der Jugend", an der W. B. unter dem Pseudonym Ardor mitarbeitete. Das erste Heft war gerade erschienen.

2 Georg Barbizon (eigentlich G. Gretor), einer der zwei Redakteure des „Anfang".

3 Der „Sprechsaal" war eine 1912 von W. B. und seinen Freunden begründete Veranstaltung zur Aussprache über die Probleme der Jugend im Geiste Wynekens, die vor allem 1913 und 1914 viele Schüler und Studenten anzog. Eine Schilderung hat z. B. Martin Gumpert in seiner Autobiographie gegeben.

4 Die Abteilung für Schulreform in der Freien Studentenschaft.

5 Der Erzähler und Lektor des S. Fischer Verlages, der in der Tat lebhaftes Interesse an jüdischen Dingen nahm.

15 An Carla Seligson

Freiburg, 5. Juni 1913

Liebes Fräulein Seligson,

ich kam eines Abends nach Pfingsten aus Paris zurück und fand unter vielen Briefen den Ihren vor, der mich sehr freute. Vielen Dank! – Ja, ich bin Pfingsten 14 Tage nach Paris hinübergefahren; an diese Stadt habe ich wenige einzelne Erinnerungen, von denen ich sagen könnte, sondern nur das Bewußtsein 14 Tage so intensiv gelebt zu haben, wie man nur als Kind lebt. Ich war den ganzen Tag unterwegs, ging fast nie vor 2 Uhr zu Bett. Die Vormittage im Louvre, in Versailles, Fontainebleau oder im Bois de Boulogne, nachmittags in den Straßen, in einer Kirche – im Café. Abends mit Bekannten oder in irgend einem Theater: vor allem dann jeden Abend auf dem Grand Boulevard, das man ein wenig mit den Linden vergleichen könnte, wenn es nicht weniger breit (gemütlicher!) wäre und wenn nicht durch die ganze innere Stadt diese Straßen sich ziehen würden, deren Häuser nicht zum Wohnen zu sein scheinen, sondern steinerne Coulissen zwischen denen man geht. Im Louvre und im Grand Boulevard bin ich heimischer fast geworden als im Kaiser-Friedrich-Museum oder in Berliner Straßen. Ich ging zuletzt (ich war sehr oft im Louvre) nur noch spazierend durch die Sammlungen und blieb immer wieder vor denselben Bildern stehen, die ich schon kannte und die ich mir sehr eingeprägt habe, indem ich sie jeden Tag schöner sah. Ich habe niemals so leicht Kunst verstehen können. Zum ersten Mal bekam ich eine Vorstellung vom französischen Rokokko – von Fragonard, der der kühnste und sinnlichste unter diesen Malern ist. Boucher, Watteau, Chardin und viele unbedeutendere füllen da die Wände in der Größe von 2 m. Ich gehe häufig durch den Saal, allmählich gewöhne ich mich, die Bilder zu isolieren und sehe sie dann beim nächsten Male schon von weitem.

Die Verehrung unserer Zeit für Greco ist kein leerer Schwindel. Zweimal ging ich durch Bildersammlungen, fand

„Anfang" gearbeitet. Im nächsten Heft werden Sie von mir „Gedanken über Gerhart Hauptmanns Festspiel" lesen, im Septemberheft einen Aufsatz „Erfahrung".

Vor ein paar Tagen besuchte mich hier mein Vater, und ich war überrascht, wie sehr zurückgezogen und freundlich ich war. (Mein Vater steht natürlich meinem Wollen fremd gegenüber). Ich versichere Sie daß dies ohne allen Hochmut so ist.

Wie kommt es? / Neulich sah ich auf der Straße einen Schuljungen. Ich dachte: für den arbeitest du jetzt – und wie fremd ist er dir, wie unpersönlich deine Arbeit. Indem sah ich ihn noch einmal an. Er trug Bücher in der Hand, hatte ein offnes kindliches Gesicht, nur von einer leichten Schulbetrübnis überzogen. Er erinnerte mich an meine eigne Schulzeit: garnicht abstrakt, garnicht unpersönlich mehr schien mir meine Arbeit am „Anfang".

Ich glaube wirklich, wir werden zum zweiten Male in unsrer Kindheit heimisch, die zu vergessen uns diese Tage lehren wollen. Wir müssen nur ein wenig unbekümmert um diese schwierige Gegenwart und um uns selbst ein vernünftiges Allein-Sein leben, wir werden uns ganz fest auf die Jugend verlassen, die die Formen für die Zeit zwischen Kind und Erwachsenem finden, schaffen wird. Diese Zeit leben *wir* noch ohne Formen, ohne gegenseitiges Sich-Tragen – eben: allein. Ich glaube aber, daß wir eines Tages sehr frei und sicher unter die andern gehen dürfen. Weil wir wissen, daß diese in ihrer Menge so wenig „unheimlich stumm und fremd" sind wie wir selbst. Woher wissen wir das?

Weil wir die Offenheit und Herzlichkeit von Kindern, die später auch 20 Jahre sein werden, vorbereiten wollten.

Denken Sie an die heimlich-edlen Gesten der Menschen auf den Bildern der Früh-Renaissance.

Möge es Sie nicht verstimmen, wenn ich mit diesen Worten, die ich nur von mir aus sagen konnte, nichts traf, was Ihnen wesentlich ist, wenn ich im Irrtum zu allgemein sprach.[3] Aber auch Sie werden fühlen, daß alles darauf ankommt, uns nichts von unsrer Wärme zu Menschen nehmen zu lassen. Mag es auch sein, daß wir sie für eine Zeit aus-

23 *An Herbert Belmore*

Freiburg, 30. Juli 1913
(leider!)

Lieber Herbert,

hiermit erhäl[t]st Du den letzten Brief aus Freiburg. Am Freitag um 9 Uhr früh fahre ich ab; ich werde dann noch 8 Tage in Freudenstadt sein und schließlich mit meiner Mutter und wahrscheinlich auch mit meiner Tante Frau Josephy reisen. Zunächst wohl nach San Martino in Tirol. Aber auch an Venedig denke ich ernstlich für den Schluß der Reise, wenn ich Euch nun auch da nicht treffen werden [sic]. Übrigens gratuliere ich Euch zu Erich Katz als Reisegefährten. Auf unsrer italienischen Reise erfuhr ich, daß er der launenloseste und liebenswürdigste Begleiter ist, den man denken kann. Also vorläufig im August werden wir ja noch in recht entfernten Gegenden sein aber – *wenn ich Zeit haben sollte* – will ich im September gern mit Willi und Dir nach Dresden herüber fahren.

Meine Reiselektüre ist abenteuerlich geplant. Weißt Du, daß ich mit nächstem anfange die Kritik der reinen Vernunft mit Kommentaren zu lesen: also habe ich Kant und Riehl mit. Daneben will ich den Tunnel[1] lesen – nun doch – Kurt Pinthus empfahl ihn neulich in der „Zeitschrift für Bücherfreunde[“], übrigens gleich kritisch wie Du. Auch mit ein paar Inselbüchern habe ich mich umgeben; Du wirst Dich freuen, daß auch Stendhals „Römerinnen“ dabei sind; denn unter diesem anziehenden Titel entdeckte ich jene unmöglichen Erzählungen, die ungelesen zu Hause unter meinen Reclams stehen. Danach soll der Sturm versucht werden.

In den letzten Tagen las ich viel. Erstens in den frühern Jahrgängen des Logos, besonders Rickerts Aufsatz zur Logik der Zahl[2], der hier unter seinen Schülern als sein Genialstes gilt und den man hier kennen muß. Guy de Maupassant: Unser Herz. Ein Roman mit unfaßlich schönen Sätzen, ich hätte manche auswendig lernen mögen. Einmal schreibt er „Und sie, das verlorne, arme, irrende Wesen, das keinen An-

halt hatte, aber heiter war, weil sie jung war . . ." (!) auf dies besinne ich mich eben. Die Geschichte ist ganz einfach, fast abstrakt erzählt mit einer Psychologie, die die Menschen durch und durch sieht und trotzdem sie berührt wie die Hand eines gütigen alten Arztes. Jetzt erst hat der Name Maupassant für mich Inhalt und ich freue mich auf alles andre, was ich von ihm lesen werden [sic]. Von Hesse habe ich den Novellenband: „Diesseits" auf dem Zimmer. Er kann sehr viel, wenn auch vielleicht nur das Eine: Landschaft zu geben, ohne sie zu beseelen und dennoch sie zum Mittelpunkt machen, nicht zur Staffage. Sein Schauen hält eine eigene Mitte zwischen der Kontemplation eines Mystikers und dem Scharfblick eines Amerikaners.

Daß es mir nicht schlecht gehen kann, wenn ich solche Bücher lese, weißt Du. Es geht mir aber noch viel besser. Allmählich habe ich es wirklich erfaßt, daß Sonne ist. Von einem altmeisterlichen Nachmittag in Badenweiler bekamst Du eine Karte. Auf der Rückfahrt fand ich unwillkommne Bekannte. Ein schwatzhafter Student (Rudolf Goldfeld) mit einem gewissen Frl. Seligson, welche ganz unangenehm burschikos war. Es ist doch Tatsache, daß nur wenige junge Mädchen mit Geist unbefangen sein können. Am schönsten Käthe Müllerheim.

Am Montag abend hatte ich mich für 10 Uhr mit Heinle auf dem Loretto verabredet, Heinle wollte einen Herrn mitbringen. Oben saßen wir in mäßiger Dunkelheit zusammen, Heinle, ich und der Herr, so daß ich ihn garnicht recht sehen konnte. Raketen eines verendenden Kinderfestes fuhren von der andern Hügelseite in den Himmel. Meist sprach ich mit Heinle – der Herr hörte mehr zu. (Du weißt, daß Dr. Wyneken für Breslau[3] die Berichterstattung von der Frankf. Ztg. bekommt; er geht also hin) Ich besprach mit Heinle, wie man irgendeine Dankbezeugung für Wyneken in Breslau finden könnte. Es darf garnichts öffentliches sein; es ist Zeit, daß man ihm einmal anders gegenübertritt, als dem Gründer von Wickersdorf. Es muß sich um einen persönlichen Akt handeln. Ein Abend in kleinem Kreis (höchstens 12 Menschen – ich konnte aber von den nächsten nicht einmal 12 zählen)

scheint mir gut. Im Laufe wird einer einfach über ihn sprechen, dieses vor allem betonend: daß wir durch ihn in unsrer Zeit das Glück gehabt hätten, im Bewußtsein eines Führers aufzuwachsen.

Die Notwendigkeit, etwas zu tun, wird Dir jedenfalls auch klar sein. Und ebenso klar die Verfehltheit einer Öffentlichkeit, der er immer der stellungslose Gründer von Wickersdorf sein würde.

Nachher gingen wir noch im Walde und sprachen über die Güte.

Gestern kam Heinle zu mir und brachte mir zwei Gedichte, nicht von sich. Ich las sie und sagte: Das kann doch nur [Ernst] Blaß[4] schreiben. Es war aber nicht Blaß, sondern Müller. Wir stellten fest, daß die Gedichte uns sehr lieb waren, daß sie auch weit hinaus gehen in die Freiheit der Rhythmik über Blaß (in Berlin sollst Du sie sehen). Müller war aber der Herr, mit dem wir zusammen gewesen waren. Seine Gedichte sprachen beide (alles andere von sich lehnt er ab und billigt nur 2 Gedichte) von Gladys, die in Paris lebt. Er selber aber ist der Sohn des Mannes, der den „Freiburger Boten" redigiert, das ultramontane Blatt. Er sitzt am Tage in der Redaktion, artikelschreibend – er hat nur das Einjährige gemacht. Heinle telefonierte ihn gestern an, wir wollten wieder mit ihm zusammen sein. Auch heut abend sind wir es. Sehr schade, daß wir den Dritten, der zu zweien gehört, erst jetzt fanden. Wir brauchen keine Anstrengung, uns mit ihm zu verstehen; er spricht wenig, niemals Leeres und hat ein wirklich glühend starkes Kunstempfinden – auch Begriffe. Gestern stiegen wir von 10–12 ½ im Wald herum und sprachen von der Erbsünde – wir fanden wichtige Gedanken – und vom Grauen. Ich meinte, daß Grauen vor der Natur die Probe auf wahrhaftes Naturempfinden ist. Wer kein Grauen vor der Natur empfinden kann, der weiß überhaupt nichts mit ihr anzufangen. Die „Idylle" ist garkein Naturgenuß – sondern eine Pseudo-Kunst-Naturempfindung.

Das Semester hat das fortissimo warmer tätiger Tage am Schluß – es tut mir leid zu reisen.

Dank für Deine Sendung. Deine Entwürfe[5] gefallen mir

24 *An Carla Seligson*

Freudenstadt, 4. August 1913

Liebes Fräulein Seligson.

Das Semester ist nun zu Ende, ich bin ein paar Tage hier mit meinen Eltern und Geschwistern und fahre dann mit meiner Mutter bis Anfang September nach Tirol – vielleicht können wir bei erträglichem Wetter nach Venedig. Der Abschied von Freiburg – von diesem Semester – ist mir schließlich doch schwer geworden, was ich so leicht von keinem der letzten Jahre sagen kann. Da war mein Fenster, das Sie kennen, mit der Pappel und den spielenden Kindern, ein Fenster vor dem man sich reif und erfahren fühlt, wenn man noch nichts geleistet hat, also gefährlich, aber doch so lieb, daß ich dort wieder wohne, wenn ich noch einmal nach Freiburg komme. Da war Herr Heinle, von dem ich weiß, daß wir über Nacht Freunde geworden sind. Ich las hier gestern abend seine Gedichte aus diesem Semester und finde sie, entfernt von ihm, fast doppelt schön. Endlich war es auch das Leben dort, das mit dem Ende des Semesters plötzlich schön und sommerlich bei sonnigem Wetter wurde. Die vier letzten Abende waren wir (Heinle und ich) stets über Mitternacht hinaus zusammen, meist im Walde. Mit uns immer ein junger Mensch meines Alters, den wir durch Zufall eben in den letzten Tagen kennen lernten, von dem wir uns sagten, daß er der dritte sei, der zu zweien gehört. Kein Student, sondern er hatte nur das Einjährige, arbeitet in der Redaktion seines Vaters, der die ultramontane Zeitung Freiburgs herausgibt.

Damit endigte dies Semester schön – ich weiß von ihm wie von keinem andern, daß ich es garnicht übersehe, sondern daß es in Jahren fruchtbar sein wird, etwa wie meine Pariser Reise vielleicht in Monaten.

Sie haben vielleicht von dem pädagogisch studentischen Kongreß gehört, der am 7. Oktober in Breslau sein wird. In den letzten Tagen erfuhr ich, daß ich dort reden werde; außer mir noch [Siegfried] Bernfeld, Leiter des Acad. Comitées für Schulreform in Wien. Drittens ein Herr Mann, der zur

Gegengruppe gehört. Zum ersten Male werden auf diesem Congreß die beiden studentischen Richtungen sich begegnen, die zu Wyneken und auf der anderen Seite zu Prof. Stern (meinem Vetter) gehören.[1] In Breslau werden wir zum ersten Male die Schar (denn ich glaube, davon darf man reden) unsrer weitern Freunde übersehen. Bis zum Kongreß werden noch 3 Anfanghefte herauskommen; auch auf die darf man hoffen, soweit ich die Beiträge kenne. –

Nun muß ich Ihnen, so schwer es ist, noch antworten auf das, was Sie über die Form neuer Jugendlichkeit schreiben. Ich habe darüber nachgedacht, bis ich hoffte, einigermaßen klar das sagen zu können, was ich von jeher dachte. Es gehört schon nicht mehr im engen Sinne zu unserer Arbeit – es ist wohl Geschichtsphilosophie, aber was Sie sagen, beweist ja den Zusammenhang mit unserm nächsten Gedanken.

Werden wir mit unserm Wollen dem jungen Menschen, dem Einzelnen, das Geringste nehmen? (Werden wir ihm – diese Frage ist noch ernster – das Geringste geben?)

Aber vor allem: wird eine neue Jugendlichkeit, wie wir sie wollen, den Einzelnen weniger einsam machen? Ich sehe nicht, wie wir diese Frage, mit allem Ernst aufgefaßt, verneinen können. Ja, ich glaube, daß wir in dem, was wir erstreben, die Not der Einsamkeit (die gewiß wenn nicht eine Sonne, so ein geheimnisvoller Mond ist) nicht haben werden, wir wollen sie sogar vernichten, heben.

So können wir sagen – dennoch dürfen wir noch etwas ganz andres, scheinbar das Gegenteil behaupten. Denn, sehen wir uns in unserer Gegenwart um. Nietzsche sagt einmal: „Meine Schriften sollen so schwer sein. Ich sollte meinen, daß alle mich verstehen, die in der Not sind. Aber wo sind die, die in der Not sind?“ Ich glaube wir dürfen fragen: wo sind die, die heute einsam sind? Auch dazu, zur Einsamkeit, kann erst eine Idee und eine Gemeinschaft in der Idee sie führen. Ich glaube es ist wahr, daß sogar nur ein Mensch, der die Idee (gleichviel „welche“) aufgenommen hat, einsam sein kann; dieser muß glaube ich einsam sein. Ich glaube, daß nur in der Gemeinschaft, und zwar in der innigsten Gemeinschaft der Gläubigen ein Mensch wirklich einsam sein kann: in

Freitag beginnen die Führungen der Kunst Abt. [Simon] Guttmann leitet sie und wir besuchen zuerst die Bilder Schmidt-Rotluffs bei Gurlitt, über die wir sprechen. Guttmann sagte mir neulich: heute vormittag bekam ich einen Brief von Herbert B., der mich – weit mehr als erfreut hat. Und Heinle sagte mir einmal etwas Ähnliches. Sonnabend war ein Sprechsaal. Über Haltung. Vielleicht schrieb Dir Dora davon, er war unvollkommen wie alle, aber nicht gedrückt.

Kaum denke ich, wie lange Du schon fort bist. Ich hätte vieles zu erzählen: daß ich [Martin] Buber in einer kostbar orientalisch eingerichteten Stube besuchte – einmal wird er dabei sein, wenn man in der Freistudentenschaft über einen Dialog des „Daniel" spricht. Ich muß ihn jetzt lesen, schreibe mir, wenn Du ihn hier hast[7], so daß ich ihn entleihen kann. Daß die Kollegien unerquicklich sind, und man nur gotisch lernt, das „Jahr der Seele" aber schön und schöner, Guttmann mit einigen Spinoza lesen will, als endlich sicherste Grundlegung des Verständnisses unter einander, und – daß ich Grete ein Stilleben schicken will, über das ich schon eine Woche grüble: 1 Carton Cigaretten Cordon rouge, ganz lange, herrliche, die ich neulich in einer Gesellschaft entdeckte, 1 japanischen Farbenholzschnitt, deren es bei Keller und Reiner gute für 2 Mark gibt, wenn man sie auch mit Hokusai nicht verwechseln kann, Vögel und Gräser, und ein: Buch, Buch, entzückend, schön, gut, leicht und klein, exotisch und vertraut, illustriert und farbig, teuer und billig. Ein Buch, das so ähnlich ist – sicher gibt es nur eines: ein Ideal-Buch: Bitte sage es mir, wenn Du eins kennst. Es wird Dir eines einfallen, wenn ich Dir sage, daß dieses Papier, auf dem ich Dir nun Adieu sage, Dir eine gute Stellung und mir einen Brief von Dir wünsche – eines Tages aus München kam.

Dein Walter

1 Belmore war seit April 1914 in England. Er war englischer Bürger.
2 Es war W. B.s Antrittsrede als Präsident der Freien Studentenschaft in Berlin, von der ein Teil in „Das Leben der Studenten" gedruckt ist.
3 Dora Pollack, geb. Kellner, W. B.s spätere Frau. Sie war damals mit

Franz. Oder endlich: sich zur Bewußtheit durchringen. Dies ist eine geringste, mindeste Qualität des Führers. Nicht alle werden es. Hätte es einen unter uns gegeben, der niemals nachgedacht hätte, der wäre am sichtbarsten.[5] Danach nun konnte ich mit ihr Gedichte von Hölderlin lesen und sie ging so ruhig, wie sie unruhig gekommen war. Schon 2 Tage vorher hatte sie versucht, Franz dazu zu bringen, nicht am Sonnabend in den Sprechsaal zu gehen. Aber Franz hatte undeutlich geantwortet. – Von uns werden vielleicht nur Guttmann und Cohrs[6], der von Göttingen auf ein paar Tage zu Heinle herüber gekommen ist, zum Sprechsaal Sonnabend gehen. Guttmann wird ein paar abschließende Worte sprechen: unsere Kraft reicht nicht hin, die hartnäckige Verwirrung dieser Leute zu klären, wird auch das sagen, was ich gestern Lisa sagte, und dann gehen. Aber es ist noch nicht gewiß: vielleicht spricht auch ein andrer. Daß wir alle wieder hingehen, hat keinen Sinn mehr. Denke Dir, daß es Lisas Gedanke war, Guttmann müsse sprechen!

Heute werde ich mir aus Deiner Bibliothek den Daniel holen und hoffe auch das Stundenbuch zu finden, sonst wäre es gut, Du schicktest es mir. Vorher werde ich im Graphischen Kabinett sein. Dort kaufte ich neulich für 1 M eine sehr schöne Reproduktion einer Rodinschen Tuschzeichnung. Wie ich überhaupt bei den Bemühungen, das Stilleben für Grete zusammenzusetzen sehr auf die Graphik komme. Ich setze: ich müßte Glück haben und etwas sehr Schönes finden. Der Rodin ist zwar herrlich, aber paßt nicht zu Buch und Zigaretten. Als ich über dies Buch nachdachte, hatte ich bei aller Wahl so einen leisen, überlegenen, mitschwingenden Buchgedanken: – aber, einmal gedachte ich nicht ein so teures Buch zu kaufen, und es war mir auch fast zu naheliegend. Da kam die Karte – darauf stand es. Nun gibt es keine Wahl mehr als zwischen den 2 Ausgaben bei Müller und Bardt.[7] Ich kenne jetzt beide und wähle ohne Zögern die von Müller, ein Faksimiledruck der deutschen Erstausgabe, viel gehaltvoller als die größere, breitere Ausgabe bei Bardt, die weit abstehende Zeilen und ganz weißes Papier hat. Die Übersetzung ist bei beiden die der Erstausgabe. Nun brauche

ich also noch ein Blatt, das zu der Ausgabe von Müller paßt. Heute nachmittag will ich Reproduktionen alter Handzeichnungen ansehen.

Ich bin jetzt umgezogen in das Zimmer, das Balkon hat und neben meinem frühern liegt. Es ist wohnlicher, hat einen guten Schreibtisch, über dem nur leider ein langer Spiegel hängt, so daß man beim Schreiben nicht aufsehen kann. Man kann ihn verhängen lassen oder wegschaffen, aber vorläufig arbeite ich nicht daran, denn dazu fehlt jede Zeit mir. Zeitschriftenaufsätze, kleine Novellen, ein Band George, ein Balzac, Lektüre von Fichtes „Deduzierter Plan einer in Berlin zu errichtenden höhern Lehranstalt", seine mutige Denkschrift zur Gründung der Berliner Universität. Dies ist meine Lektüre in großen Abständen, scheinbar viel – doch wenig. Ich lese sie, weil ich vielleicht einiges daraus vorlesen will, wenn ich heute im Beirat[8] angegriffen werde. Es ist sehr verwandt mit einzelnen Gedanken aus meiner Rede. Die Du übrigens wohl erst in Wochen erhalten wirst, wenn irgend eine Möglichkeit zur lesbaren Abschrift sich geboten hat. Vielleicht wird dieser Beirat heute sehr stürmisch und interessant, bald wirst Du durch Dora davon Nachricht erhalten, denn sie und Max kommen auch.

In Weimar[9] werde ich meine Rede nicht als Festrede, sondern während der Tagung halten, weil man sie diskutieren will. Auch dazu ist Fichte gut und Nietzsche wird gut sein: von der Zukunft unsrer Bildungsanstalten. Endlich werde ich im Juni in München sein.[10] Gestern schrieb ich Grete: meine Beziehung zu ihr ist das einzig Schöpferische in dieser unglaublich zerrissenen Arbeitszeit, sie ist der einzige Mensch, der mich augenblicklich in der Totalität sieht und erfaßt. Hätte ich nicht dieses Bewußtsein – ich könnte das Zerflatternde dieser Tage, das keiner ernsten Tätigkeit Dauer gestattet, keine menschliche Beziehung ganz frei von Zwang der Besprechungen und Schlichtungen läßt, kaum ertragen. Erst gestern abend als Cohrs, Suse Behrend[11], Heinle ich und dann auch Guttmann zusammen im Café waren, wurde mir dies deutlich. So bleibt das Schönste: mit Max und Dora den Halm zu arbeiten. Und einen Brief von Dir zu erhalten

sind. Diese Studenten aber kommen wieder, hören von Mal zu Mal aufmerksam zu, draußen im Lande schweigt man doch mit einem gewissen Respekt. Diesen Respekt und jenen bescheidneren Ton der Vorträge, eine gesittete Art von Versammlungen zu schaffen, ist das, was wesentlich getan werden kann. Es soll zur Folge haben, daß Gemeinheit und schlechte Erziehung sich künftig in der Gemeinschaft von Freistudenten weniger wohl fühlen. Daß sie diesen Kreis meiden müssen, als einen ungewissen, schwer zu überschauenden Ort seltsam ernster Bestrebungen. Schon jetzt ist sichtbar, daß dies erfüllt werden kann. Niemals habe ich einen so ruhigen Beirat erlebt als den letzten und trotzdem gab es prinzipielle Diskussionen in einigem Umfang. Wie nun die schöpferische Erfüllung, zu der allererst die Möglichkeit gegeben wird, dieses Ortes geschehen kann, ist lediglich eine Frage der Produktiven, die in seinen Kreis geraten. Bis jetzt gibt es zwar Hörende, aber noch wenig Lehrende. Wenn es unbedingt geschehen muß, bleibt mir nichts, als auch im nächsten Semester mich wieder aufstellen zu lassen, um dann einen Nachfolger zu finden (aus dem Kreise der Abiturienten unter befreundeten Schülern) der den Produktiven in der freien Studentenschaft eine bereitwillige Gefolgschaft schafft. Eben um mehr kann es sich nicht handeln, als einen Kreis zu schaffen, der dem Führenden seinen Charakter zugesteht, vom Produktiven seine Geistigkeit empfängt ihm folgend. Dies kann von den geringsten stillsten Anfängen her geschehen, ist ein Vorhang, zudem von sehr behüteter Unsichtbarkeit gegen Befeindung (wenn nicht die gröbste) geschützt; und so geschieht es. Es wird jetzt in Berlin das Gleiche – nämlich eine Erziehungsgemeinschaft – begonnen, was Heinle und mir in Freiburg für einige, und nicht zum wenigsten uns, zu schaffen gelang. Mit alldem nun kommt man auf den Begriff der Akademie heraus, der – mir scheint – heute nur so fruchtbar gemacht wird. Langsam wird es gelingen, Produktive heran zu ziehen und die Leitung wird sich dann auf die Ordnung beschränken dürfen, statt wie jetzt, noch dynamisch tätig sein zu müssen. Ihr Freund unterstützt mich außerordentlich schon durch seine bloße Anwesenheit bei

Vorträgen u. dgl. Das Präsidium muß eine starke Sichtbarkeit und sozusagen Allgegenwart haben.

Auf dem Weimarer Freistudententage werde ich eine Rede über „die neue Hochschule" halten: eine von einer neuen Mittelschule aus geforderte Utopie der Hochschule wird gegeben – so kann man das faßlich machen. In Wahrheit handelt es sich allerdings um die Begründung einer neuen Hochschule aus sich selbst, dem Geiste. Die Diskussion in einem verständnislosen und unvorbereiteten Kreise wird in Weimar chaotisch werden, feig, getrübt, wie alles, was heute von Bestrebungen an die fürchterliche Öffentlichkeit gerät. Im innern lag kein Grund vor, das Unerhörte von den Leuten der „Freideutschen Jugend" zu erwarten, aber daß es so schmählich mit ihr zuging ist doch schlimm. Sie wissen, daß sie sich offiziell von Wyneken trennte (zu schweigen vom Anfang und den Sprechsälen). Wyneken wird jetzt endlich – im Oktober so viel ich weiß – in Triberg seine Schule eröffnen. Die Jahre der erzieherischen Untätigkeit haben ihm außerordentlich geschadet. Ich erfuhr es daran, wie wenig er den anspannenden Formen die die Bewegung in Berlin annimmt, ihrer sicherlich stärksten, kühnsten und gefährlichsten Kraftanspannung, die sie hier gewinnt, gewachsen ist. Die Konstituierung, besser Ermöglichung, einer nur noch innerlich und intensiv, nicht im geringsten mehr politisch begründeten Jugendgemeinschaft erfüllt nun schon über 1/4 Jahr alle hier mit den stärksten Spannungen. Bei alledem und gerade darum glaube ich, daß hier das Ernsthafteste, vielleicht das einzig ernsthafte getan wird. Ich möchte Sie bitten, „Schule und Jugendkultur" zu lesen oder noch einmal zu lesen, falls Sie es schon taten. Und bedenken Sie bitte: ob nicht in dem „objektiven Geist" sich anderes noch verbirgt, als eine Schiefheit der Begründung. Ich wenigstens, und Freunde mit mir, kommen immer stärker von jenem Bilde der Erziehung, das Wyneken dort gibt, ab. Mir wird klar: er war – und ist vielleicht noch – ein großer Erzieher und in unserer Zeit ein sehr großer. Seine Theorie bleibt weit hinter seiner Schauung zurück.

Ich danke Ihnen für die Rücksendung des Buches.[1] Ich

zugereist waren. Die Inhaber der Stimmen aber waren zum größten Teile von der Art, der man sonst aus dem Wege geht. Hier suchte man sie auf. Ich beging die Torheit, diesen Leuten eine Rede über die neue Hochschule zu halten, in der ein gewisser Anstand, eine gewisse geistige Einstellung vorausgesetzt (anstatt bis zur Bewußtlosigkeit betont) war. Dies war ein großer Fehler und ermöglichte trottelhaften Gemütern eine sogenannte Übereinstimmung mit mir in den prinzipiellen Fragen. An den Schluß meiner Rede wollte ich die Verse setzen, die Ihr Brief enthielt – hätte ich mich nicht unerwartet im Schlußrhyt[h]mus meiner Rede gefunden. So werde ich dennoch vielleicht die Niederschrift, die ich in den großen Ferien anfertigen werde, damit schließen.[1] Nach täglich wiederholten brutalen Niederstimmungen ist das einzige Ergebnis: der einsam erhöhte Platz, den unsere Freistudentenschaft – nach außen – einnimmt und respektvolle Furcht der andern. Im geheimen wühlt man. Der (geistige) Führer der Gegner ist persönlich und sachlich ungebildet. (In einer höflichen Diskussion in einem Café erklärte er mich für „sittlich unreif"). Die Aussicht, Berlin im nächsten Semester zu befestigen, ist nicht gering. Zwar weiß ich noch nicht sicher, ob ich hier bin. Daß Sie den Winter hier zubrächten, wäre wohl nicht möglich? – Danach war ich in München und stellte den gleich schlimmen Zustand der dortigen Freistudentenschaft – die als einzige in Weimar mit uns zusammen ging – und der Jugendbewegung fest.

23. Juni

(ich werde diesen Brief wohl in kleinen Absätzen weiter schreiben müssen, so sehr ist meine Zeit auseinandergerissen) Demnächst sind hier in der Freistudentenschaft einige gute Abende, wie heute eine Diskussion mit Buber über den Daniel, später ein Vortrag von Ludwig Klages und einer von Prof. Breysig[2]. Klages besuchte ich in München und fand ihn bereit und höflich. – Ich ersehne die Ferien, wie Sie sich denken können und werde Ende Juli so früh wie möglich fliehen, so daß es fraglich ist, ob ich Sie bald nach Ihrer Ankunft hier begrüßen kann, wie ich wollte. Seit ich diesen Brief begann hat das Berliner Chaos (der „Jugendbewegung"

38 An Ernst Schoen

[Januar 1915]

Lieber Herr Schoen,

ich freue mich sehr, daß, was Sie mir vor einigen Wochen schrieben, herzlich Ihnen erwidern zu können. Zugleich bitte ich Sie meine Entschuldigung dafür anzunehmen, daß Sie am letzten Sonntag vergeblich auf Jula Cohn[1] gewartet haben. Ich erhoffe ein Zusammensein mit Ihnen am Anfang des Februar, da ich bis dahin eine erfreuliche Arbeit über die Phantasie und die Farbe beendet haben werde.[2] Sie wissen, daß zu diesem Gegenstande Schönes bei Baudelaire zu finden ist.

Mit Gruß und Glückwunsch Ihr Walter Benjamin

1 Enge Freundin von W. B. und Ernst Schoen; Schwester von Alfred Cohn.
2 Scheint nicht erhalten.

39 An Gustav Wyneken

[Berlin, 9. 3. 15.]

Lieber Herr Doktor Wyneken,

ich bitte Sie diese folgenden Zeilen mit denen ich mich gänzlich und ohne Vorbehalt von Ihnen lossage als den letzten Beweis der Treue, und nur als den, aufzunehmen. Treue – weil ich kein Wort zu dem sprechen könnte, der jene Zeilen über den Krieg und die Jugend[1] schrieb und weil ich doch zu Ihnen sprechen will, dem ich noch nie – ich weiß es – frei sagen konnte, daß er mich als erster in das Leben des Geistes führte. Ich habe zweimal in meinem Leben vor einem Menschen gestanden, der mich an das geistige Dasein wies, mich haben zwei Lehrer auferzogen, deren einer sind Sie. Als Sprecher einer kleiner Zahl Ihrer Schüler – und nicht Ihrer nächsten – wollte ich in Breslau im Oktober 1913 wenige

Worte an Sie richten. Die Unfreiheit einiger von diesen ließ es in letzter Stunde nicht dazu kommen. Die Worte, die ich zu sagen gedachte lauten:

„Diese Zeit hat keine einzige Form, die uns schweigenden Ausdruck gestattet. Wir fühlen uns aber durch die Ausdruckslosigkeit verknechtet. Wir verschmähen den leichten unverantwortlichen schriftlichen Ausdruck.

Wir, die wir hier zusammen sind, glauben daß eine Nachwelt einmal Ihren Namen nennen wird. Das Leben gestattet diesem Bewußtsein keinen Raum. Dennoch soll es für die Spanne einer Minute Raum geben. Wir nennen Sie den Träger einer Idee, nach außen sagen wir so; es ist wahr. Wir erlebten aber ein anderes als Auserwählte in dieser Zeit. Wir erfuhren, daß auch der Geist ganz allein und unbedingt lebendige Menschen bindet, daß die Person über dem Persönlichen steht; wir durften erfahren, was Führung ist. Wir haben erfahren, daß es reine Geistigkeit unter Menschen gibt. Für uns ist das, was fast allen unendlich ferner ist, wahr geworden."

Das Erlebnis dieser Wahrheit ließ uns diese Worte sagen. Gegen Sie selbst muß ich mich zu Ihnen bekennen wie Sie mir als der strengste Liebende dieser lebenden Jugend vor Augen sind. Einmal sagten Sie vom Knaben und Mädchen „Die Erinnerung daß sie einmal Kameraden gewesen sind im heiligsten Werke der Menschheit, daß sie einmal zu zweien ‚ins Tal Eidorzhann', in die Welt der Ideen geblickt haben, diese Erinnerung wird das stärkste Gegengewicht gegen den sozialen Kampf der Geschlechter bilden, der immer war, zu unserer Zeit aber in hellen Flammen auszubrechen und die Güter zu dessen Hüterin die Menschheit bestellt ist, zu gefährden droht. Hier in der Jugend, wo sie noch Menschen im edlen Sinn des Wortes sein dürfen, sollen sie auch einmal die Menschheit realisiert gesehen haben. Dies große unersetzliche Erlebnis zu gewähren, ist der eigentliche Sinn der gemeinsamen Erziehung."

Die θεωρία in Ihnen ist erblindet, Sie haben den fürchterlichen scheußlichen Verrat an den Frauen begangen, die Ihre Schüler lieben. Sie haben dem Staat, der Ihnen alles genom-

44 An Martin Buber

München
Königin Str. 4 [Mai 1916]

Sehr geehrter Herr Buber,

das Problem des jüdischen Geistes ist einer der größten und beharrendsten Gegenstände meines Denkens. Ihr ehrendes Anerbieten[1], für das ich Ihnen danke, trägt die Möglichkeit der Äußerung meiner Gedanken mir nahe, doch deren eigentlichste Vorbedingung, die Lockerung dieser Gedanken aus größeren Zusammenhängen und das Gewinnen bestimmter Ausgangspunkte, kann ich nur von einem Gespräche erhoffen. Dieses erst könnte über meine Mitarbeit und deren Gestalt entscheiden, und aus diesem Grunde darf ich Sie vielleicht um die Gewährung einer Unterredung bitten, sei es, daß Sie im nächsten Monat nach München kämen, sei es, daß ich um Weihnachten einen Aufenthalt in Berlin ermögliche – doch ist dies leider sehr ungewiß.

Ihr sehr ergebener Walter Benjamin

1 Zur Mitarbeit an Bubers Zeitschrift „Der Jude".

45 An Martin Buber

München, Juli 1916

Sehr verehrter Herr Doktor Buber,

Ich mußte ein Gespräch mit Herrn Gerhard Scholem[1] abwarten, um mir über meine prinzipielle Stellung zum „Juden" und damit über die Möglichkeit, selbst einen Beitrag zu liefern, klar zu werden. Denn vor der Heftigkeit des Widerspruches, mit dem mich so viele Beiträge des ersten Heftes – ganz besonders in ihrem Verhältnis zum europäischen Krieg – erfüllten, war in mir das Bewußtsein verdunkelt, daß meine Stellung zu dieser Zeitschrift in Wirklichkeit keine andere

mag, sie wird es nicht durch die Vermittlung von Inhalten, sondern durch das reinste Erschließen ihrer Würde und ihres Wesens tun. Und wenn ich von anderen Formen der Wirksamkeit – als Dichtung und Prophetie – hier absehe, so erscheint es mir immer wieder, daß die kristallreine Elimination des Unsagbaren in der Sprache die uns gegebene und nächstliegende Form ist, innerhalb der Sprache und insofern durch sie zu wirken. Diese Elimination des Unsagbaren scheint mir gerade mit der eigentlich sachlichen, der nüchternen Schreibweise zusammenzufallen und die Beziehung zwischen Erkenntnis und Tat eben innerhalb der sprachlichen Magie anzudeuten. Mein Begriff sachlichen und zugleich hochpolitischen Stils und Schreibens ist: hinzuführen auf das dem Wort versagte; nur wo diese Sphäre des Wortlosen in unsagbar reiner Macht sich erschließt, kann der magische Funken zwischen Wort und bewegender Tat überspringen, wo die Einheit dieser beiden gleich wirklichen ist. Nur die intensive Richtung der Worte in den Kern des innersten Verstummens hinein gelangt zur wahren Wirkung. Ich glaube nicht daran, daß das Wort dem Göttlichen irgendwo ferner stünde als das „wirkliche" Handeln, also ist es auch nicht anders fähig, ins Göttliche zu führen als durch sich selbst und seine eigene Reinheit. Als Mittel genommen wuchert es.

Für eine Zeitschrift kommt die Sprache der Dichter, der Propheten oder auch der Machthaber, kommen Lied, Psalm und Imperativ, die wiederum ganz andere Beziehungen zum Unsagbaren und Quelle ganz anderer Magie sein mögen, nicht in Frage, sondern nur die sachliche Schreibart. Ob sie zu ihr gelangt, läßt sich menschlich wohl kaum absehen und es hat wohl nicht viele gegeben. Ich denke aber an das Athenäum. So unmöglich es mir ist, wirkendes Schrifttum zu verstehen, so unfähig bin ich, es zu verfassen. (Mein Aufsatz im „Ziel"[2] war innerlich durchaus im Sinn des Gesagten gehalten, aber an diesem Orte, an den er am wenigsten gehörte, war das sehr schwer zu bemerken.) In jedem Falle werde ich aus dem, was im „Juden" gesagt wird, lernen. Und so wie mein Unvermögen, zur Frage des Judentums jetzt etwas klares zu sagen, mit diesem Stadium der Zeitschrift im

Werden zusammenfällt, so verbietet nichts zu hoffen, daß es eine günstigere Koincidenz der Erfüllung geben möge.

Es ist möglich, daß ich Ende des Sommers nach Heidelberg kommen kann. Dann würde ich sehr gern versuchen, das, was ich jetzt so unvollkommen nur sagen konnte, im Gespräch zu beleben, und es wäre vielleicht von hier aus möglich, auch über das Judentum manches zu sagen. Ich glaube nicht, daß meine Gesinnung in diesem unjüdisch ist.

Ich bin mit den ergebensten Grüßen

Ihr Walter Benjamin

1 Scholem war vom 16. – 18. Juni mit W. B. zusammen.
2 „Das Leben der Studenten".

46 An Gerhard Scholem

München, 11. Nov. 1916

Lieber Herr Scholem,

ich bin Ihnen für die schnelle Auskunft, die Sie mir erteilt haben, sehr dankbar. – Vor einer Woche begann ich einen Brief an Sie, der bei achtzehn Seiten Länge abschloß. Es war der Versuch einige aus der nicht geringen Anzahl der Fragen, die Sie mir vorgelegt haben, im Zusammenhang zu beantworten. Indessen mußte ich mich entschließen, um den Gegenstand genauer zu fassen, ihn zu einer kleinen Abhandlung umzuarbeiten, mit deren Reinschrift ich jetzt beschäftigt bin. In ihr ist es mir nicht möglich gewesen auf Mathematik und Sprache, d. h. Mathematik und Denken, Mathematik und Zion einzugehen, weil meine Gedanken über dieses unendlich schwere Thema noch ganz unfertig sind. Im übrigen aber versuche ich in dieser Arbeit mich mit dem Wesen der Sprache auseinander zu setzen und zwar – soweit ich es verstehe: in immanenter Beziehung auf das Judentum und mit Beziehung auf die ersten Kapitel der Genesis. Ihr Urteil über diese Gedanken werde ich in der sicheren Hoffnung durch dasselbe

sehr gefördert zu werden erwarten. Die Arbeit kann ich Ihnen erst in einiger Zeit – wann läßt sich nicht voraussehen – vielleicht in einer Woche, vielleicht auch erst später – schicken; sie ist wie gesagt noch nicht ganz beendet. Am Titel „Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen“[1] sehen Sie eine gewisse systematische Absicht, die für mich aber auch das Fragmentarische der Gedanken ganz deutlich macht, weil ich vieles zu berühren noch außer stande bin. Insbesondere ist die sprachtheoretische Betrachtung der Mathematik, auf die es mir ja schließlich sehr ankommt, wenn ich sie auch noch nicht versuchen darf von ganz fundamentaler Bedeutung für die Theorie der Sprache überhaupt.

Ausdrücklich möchte ich Ihnen mitteilen, daß mir die „neunzehn Briefe“[2] sowie die Übersetzung des Aufsatzes von Zeitlin[3] (– was bedeutet: Schechinnah? –) *jederzeit sehr* willkommen sind, gerade in Anbetracht meiner gegenwärtigen Arbeit. Können Sie sich die Mühe machen mir zu den wichtigsten hebräischen Worten bei Hirsch – ich nehme an daß es nur wenige sind, sonst würde ich Sie nicht darum bitten – das Deutsche hinzu zu schreiben? / In der letzten Nummer des „Reich“ steht ein scheinbar orientierter Aufsatz von Hans Ludwig Held: Über Golem und Schem eine Untersuchung zur hebräischen Mythologie (1ter Teil). Ich besitze das Heft (und kann Ihnen den Aufsatz also schicken); ich habe es mir wegen eines anderen Druckes (den ich allerdings schon herausgetrennt und gesondert gebunden habe) gekauft: es steht darin die erste Veröffentlichung einer offenbar sehr späten Hölderlinschen Handschrift[4] – von der *absoluten* Größe des Gehalts wie alles was der späte Hölderlin schrieb.

In der letzten Nummer der „Kant-Studien“ bringt Herr Zilsel eine Selbstanzeige seines Buches. Über das „Problem der historischen Zeit“ ist in der letzten oder vorletzten Nummer der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik ein Aufsatz (ursprünglich als Rede zur Erlangung der venia legendi in Freiburg gehalten[5]) erschienen, der in exakter Weise dokumentiert, wie man die Sache *nicht* machen soll. Eine furchtbare Arbeit, in die Sie aber vielleicht einmal hineinsehen, wenn auch nur um meine Vermutung zu bestäti-

gen, daß nämlich nicht nur das, was der Verfasser über die historische Zeit sagt (und was ich beurteilen kann) Unsinn ist, sondern auch seine Ausführungen über die mechanische Zeit schief sind, wie ich vermute.

Mein mexikanischer Dozent[6] hat noch nicht angezeigt und scheint aus irgendeinem Grunde nicht zu lesen. Kierkegaard habe ich wegen meiner jetzigen Arbeit noch nicht zu Ende, sondern erst bis zur Mitte, lesen können. / Wie ist es mit Ihrer mathematischen Vorlesung geworden?[7]

Ich grüße herzlichst

Ihr Walter Benjamin

1 Schriften II, S. 401–419.
2 „Neunzehn Briefe über Judentum", von Samson Raphael Hirsch; berühmtes, 1836 erschienenes Buch.
3 Es handelt sich um eine ungedruckte Übersetzung eines 1911 erschienenen, seinerzeit als bedeutend betrachteten hebräischen Essays über die Gegenwart Gottes in der Welt, von Hillel Zeitlin, einem chassidischen Publizisten, die Scholem gemacht hatte.
4 „Das Reich" Jg. I (1916), S. 305 ff. Es handelt sich in Wirklichkeit um die „Pindar-Fragmente" (in der Folge nach dem ersten Fragment als „Untreue der Weisheit" bezeichnet), die vermutlich gegen 1803 entstanden sind. Norbert v. Hellingrath hatte diese kommentierten Übersetzungen bereits 1910 („Hölderlins Pindar-Übertragungen") veröffentlicht.
5 Die Antrittsvorlesung Martin Heideggers.
6 Walter Lehmann, bei dem W. B. aztekische Mythologie gehört hatte.
7 Scholem war in einer vierstündigen Vorlesung Schottkys der einzige Hörer.

47 *An Herbert Belmore*

[Ende 1916]

Lieber Herbert,

ich freue mich sehr daß Du an mich geschrieben hast.

Dein Brief hat aber die Form einer sachlichen Mitteilung und damit geht er über einige tiefe Voraussetzungen hinweg

48 *An Ernst Schoen*

27. Februar 1917

Lieber Herr Schoen,

haben Sie herzlichen Dank für Ihren letzten Brief. Ich hoffe immer noch daß Sie bald einmal nach Berlin kommen. Dann werde ich Ihnen auch das Buch von Jammes zurückgeben, das Sie mir geliehen haben. Ich fand den Roman du Lièvre sehr schön und auch die beiden Geschichten von den jungen Mädchen. Kennen Sie die Gedichtbände von Jammes? Wenn Sie sie für gut halten und etwa besitzen würde ich mich freuen, wenn Sie sie mir gelegentlich leihen würden. „Existences" kenne und schätze ich schon seit langem und habe es mir unlängst selbst gekauft. Augenblicklich bin ich in der Lektüre von Flaubert: Bouvart [sic!] et Pécuchet begriffen. Das Buch ist in jedem Sinne das Schwerste das ich von Flaubert kenne. Vor einigen Wochen las ich das ungeheure Buch von Dostojewski: der Idiot.

So weit es meine jetzt sehr beschränkten Möglichkeiten zulassen arbeite ich an meinen Baudelaire-Übersetzungen. Auch denke ich viel an eine größere Arbeit die ich vor einem Vierteljahr begonnen habe und fortzuführen mich sehne.[1] Meine Ischiasanfälle dauern noch an.

Meine Existenz ist so eingeschränkt daß ich Ihnen schriftlich davon nicht mehr mitteilen kann. Doch sollte es mir leid tun wenn es mir etwa nach diesen Zeilen noch schlechter zu gehen *schiene* als es in Wirklichkeit der Fall ist. Das Schlimmste ist daß ich zur Zeit der Anwesenheit meiner künftigen Frau[2] bei meinen Eltern wohne und die täglichen Kämpfe auf mich nehmen muß.

Haben Sie gelesen daß Norbert von Hellingrath[3] gefallen ist? Ich wollte ihm bei seiner Rückkehr meine Hölderlinarbeit zu lesen geben, deren äußerlicher Anlaß die Stellung ihres Themas in seiner Arbeit über die Pindar-Übersetzung war. – Übrigens wollte er ein umfassendes Buch über Hölderlin schreiben.

Zu den wenigen ständig erfreulichen Dingen gehört ein

Briefwechsel den ich seit mehr als einem Jahre fast ununterbrochen mit einem um mehrere Jahre jüngeren Menschen führe[4], der in einer Stellung in einem Lazarett sich befindet die ihm Denken und Schreiben erlaubt. Ich habe ihn im Frühjahr des vorigen Jahres einmal besucht. Für vieles ist der Briefwechsel kraft seiner anderen Voraussetzungen die immer in einem gewissen Grade das Leiden und Pathos des Schreibers zulassen und gewähren die einzig mögliche Form der Äußerung.

Ich weiß Ihnen in Ihrer Lage auch nichts besseres zu wünschen als daß Sie Briefe oft erfreuen mögen und daß auch dieser soweit er es kann tue.

Ihr Walter Benjamin

1 Die Arbeit über die Sprache.
2 Dora Pollack. Die Heirat fand am 17. April 1917 statt.
3 Der Herausgeber der Georg Müllerschen Hölderlinausgabe, den W. B. sehr hoch schätzte.
4 Werner Kraft, damals in Hannover.

49 An Gerhard Scholem

Dachau, 23. 5. 17

Lieber Herr Scholem,

kaum habe ich Zeit und die äußere Möglichkeit Ihnen zu schreiben gefunden, als ich auch sogleich deutlich an einen Anlaß erinnert wurde. Es kamen nämlich heute früh die lange gesuchten sämtlichen Schriften Baaders und weil ich jetzt doch mit einiger Intensität zu studieren hoffe, so will ich was zusammen gehört bei einander haben. Anders kann ich nicht lernen. Und Baader und Molitor[1] gehören so sehr zusammen, daß gleich unter dem ersten was ich gelesen habe zwei wichtige Briefe von ihm an Molitor waren, die unter anderem Wesentliches und Schönes über die Schechinnah sagen. Wie ist es denn also mit dem Exemplar, nach dem Sie für mich fragen wollten. Falls Sie es erhalten haben, bitte ich Sie es mir

weiß ich nicht ob sie daran denkt, die 1 M für Porto mitzusenden. Falls es nicht geschehen ist, wird es dann sogleich nachgeholt. Ich habe mich mit dem Besitz des Buches sehr gefreut: übrigens wird es ja, wie der Baader, gemäß der Zeitströmung selten, geschätzt und auch teuer werden, wie ich glaube. Es ist wohl über die erste Abteilung des vierten Bandes hinaus nicht gediehen? Nur um den Überblick über die Disposition zu haben, frage ich Sie nach dem Thema des zweiten Bandes.[1] / Baader hat gewiß sehr viel mit der Romantik zu tun, so hat er einen großen von Schelling verhohlenen Einfluß auf diesen ausgeübt. Gerade von dem Verfasser des Aufsatzes, den sie erwähnen[2], einem jungen Dr., Dichter und auch philosophisch interessierten Menschen, den ich in einem Münchener Seminar und auch sonst in München nicht selten sprach, bin ich selbst auf Baader hingewiesen worden. Auch kenne ich einen Aufsatz von ihm über diesen, ich weiß nicht ob es der von Ihnen erwähnte ist. Die Dignität von Dr. Pulvers philosophischen Ansichten ist mir noch *sehr* problematisch. Er hat eine recht konfuse wenn auch glänzend zensierte Dissertation über romantische Ironie und romantische Komödie geliefert. / Ich gerate erfreulicherweise zum ersten Male tief in das Studium der Romantik hinein. – Kant der in gewisser Weise höchst dringlich wäre, muß ich immer noch liegen lassen und auf eine bessere Zeit warten, denn ihn (und auch [Hermann] Cohen, der übrigens ernstlich erkrankt sein soll) kann ich nur nach dem breitesten Plane, der also mit großen Zeiträumen rechnen muß, studieren. Ich richte mich zunächst auf die Frühromantik, Friedrich Schlegel vor allem, dann Novalis, August Wilhelm auch Tieck und später wenn möglich Schleiermacher. Von einer Zusammenstellung Friedrich Schlegelscher Fragmente nach ihren *systematischen* Grundgedanken gehe ich aus; es ist eine Arbeit, an die ich schon lange dachte. Sie ist natürlich rein interpretierend und welcher objektive Wert in ihr liegt bleibt abzuwarten. Auch sind die Grenzen für diese Arbeit durch die beschränkte Anzahl der wirklich auf das System hin zu interpretierenden Fragmente eng gesteckt. Ich verdanke aber diesem Versuch für mein Verständnis der Frühromantik

heute bedroht: die Flamme des Lebens wenn nicht ersticken so doch hoffnungslos verdüstern zu lassen; Licht gibt mir die Besonnenheit im Geist der vergangenen Jahre.

Ich arbeite noch nicht; wann ich dazu komme, hängt von den Umständen ab. Wenn ich eine große Bibliothek zur Verfügung hätte könnte ich vieles tun; so versammle ich hoffentlich mit der Zeit meine kleine und hoffe nur immer zur Arbeit imstande zu sein, wenn sie nun nach Jahren wieder möglich werden wird. / Meine Arbeit über die Sprache kann ich Ihnen augenblicklich nicht übermitteln, das in Deutschland befindliche Exemplar ist zur Zeit unerreichbar.[2] Ich wage die Hoffnung daß wenn Sie sie lesen werden sie schon über den ersten Teil hinaus gediehen sein möge. Aber ich kann Ihnen vielleicht von Zeit zu Zeit kurze Abschriften von Notizen die ich geschrieben habe senden?

Für heute leben Sie wohl. Meine Frau und ich senden Ihnen herzliche Grüße

Ihr Walter Benjamin

1 Zu Herbert Belmore.
2 Scholem war im Heer.

§2 *An Gerhard Scholem*

Zürich, 17. 7. 1917

Lieber Herr Scholem,

Lassen Sie mich einige Worte über Ihre Übersetzung des Hohen Liedes sagen. Den Text habe ich leider dabei nicht vor mir, habe ihn nicht einmal vollständig in der letzten aufreibenden Zeit in Dachau lesen können: immerhin sind diese Einschränkungen weniger wichtig als meine Unkenntnis, nicht allein des Hohen Liedes sondern des Hebräischen. Es kann sich demnach nur um ein aperçu handeln, des wenigen was ich sage glaube ich mich aber ziemlich sicher.

Das was die zweite Übersetzung von der ersten[1] unter-

[1] Diese Übersetzung war 1916 in einigen Exemplaren gedruckt worden.

53 *An Gerhard Scholem*

St. Moritz, [September 1917]

Lieber Gerhard,

erlauben Sie daß ich die Erinnerung an Ihren Kampf und Sieg mit der Einführung des Vornamens unter uns verbinde. Bei aller Freude über Ihren letzten Brief (den ich hier sogleich beantworte) habe ich ein geradezu schmerzliches Gefühl empfunden bei dem Gedanken daß wir jetzt nicht zusammen sein sollten. Ist es denn wirklich unmöglich? Wir sind jetzt wie ich überzeugt bin in gewisser Beziehung von einer *Gleichheit*, deren Grundfarbe wohl die Dankbarkeit ist, in der innersten Lage des Lebens die ein höchst fruchtbares und schönes Zusammenarbeiten versprechen würde. Dazu kommt, wie meine Frau und ich hier noch ganz einsam stehen. Haben Sie nicht die Möglichkeit, durch bescheidene Tätigkeit sich das bescheidene Geld (in Franken) zu verdienen was zu Ihren monatlichen Bezügen geschlagen eine bescheidene aber gesunde Lebenshaltung garantieren würde? Und wie lange würden wir sonst noch warten müssen bis wir uns wiedersähen?

In wenigen Tagen fahre ich geschäftlich nach Bern. Wo ich im Winter dann studieren werde weiß ich noch nicht. Vielleicht in Zürich; unter Umständen würde ich aber auch Basel wählen müssen wenn sich das in Sachen meiner Promotion günstiger erwiese. Dort ist der sehr liberale Prof. [Karl] Joel. / Nach dem was ich über den Konflikt von Prof. Bauch mit der Kantgesellschaft gehört habe, scheint es mir ausgeschlossen, daß er mehr als einige Details der philosophischen Forschung übermitteln könnte; Sie werden wohl gelegentlich von diesem Konflikt hören. Linke wird meines Wissens in phänomenologischen Kreisen nicht sehr geschätzt[1];

In seinen Wipfeln ist ein Licht gereift
das müde blicket und von Nächten kalt

Wie bald bin ich auf dieser Welt allein
die schaffend ausgreift meine Hand hält ein
Und fühlt erschauernd ihre eigene Blöße
Ist dieser Raum dem Herzen denn zu klein
Wo atmet er aus seiner rechten Größe?

Wo sich das Wachen nicht vom Schlafe scheidet
Hebt Leuchten an das ist wie Mond umkleidet
Und dennoch droht ihm keine Helle Spott
Des Menschen Wiese wo er schlummernd weidet
In Traumes altem Dunkel nicht mehr leidet
In alten Raumes Lichte wachet: Gott.

Ich grüße Sie herzlich. Schreiben Sie mir wie es Ihnen geht. Auch von meiner Frau viele Grüße

Ihr Walter Benjamin

1 Er hieß Heymann.

55 *An Gerhard Scholem*

Bern, 22. Oktober 1917

Lieber Gerhard,

Ihre beiden Briefe vom 20ten und 28ten September haben, um in der Antwort auch nur einigermaßen aufgenommen und weitergeführt werden zu können, diese Antwort erst in größerem Zeitabstand zugelassen. Ich habe indessen ständig über das was Sie schreiben nachgedacht – bis auf Ihre Gedanken über Kant, von denen ich das nicht sagen kann, weil sie schon seit zwei Jahren schlechterdings meine eigenen sind. Niemals hat mich unsere Übereinstimmung erstaunlicher getroffen als in Ihren Worten darüber, die ich buchstäblich zu meinen eigenen machen könnte. Deshalb brauche ich Ihnen

gerade darüber vielleicht am wenigsten zu schreiben. Ohne bisher dafür irgend welche Beweise in der Hand zu haben, bin ich des festen Glaubens, daß es sich im Sinne der Philosophie und damit der Lehre, zu der diese gehört, wenn sie sie nicht etwa sogar ausmacht, nie und nimmer um eine Erschütterung, einen Sturz des Kantischen Systems handeln kann sondern vielmehr um seine granitne Festlegung und universale Ausbildung. Die tiefste Typik des Denkens der Lehre ist mir bisher immer in seinen Worten und Gedanken aufgegangen, und wie unermeßlich viel vom Kantischen Buchstaben auch mag fallen müssen, diese Typik seines Systems, die innerhalb der Philosophie nur mit der Platos meines Wissens verglichen werden kann, muß erhalten bleiben. Einzig im Sinne Kants und Platos und wie ich glaube im Wege der Revision und Fortbildung Kants kann die Philosophie zur Lehre oder mindestens ihr einverleibt werden.

Mit Recht werden Sie bemerken daß „im Sinne Kants" und „die Typik seines Denkens" ganz unklare Ausdrücke sind. In der Tat sehe ich nur die Aufgabe, wie ich sie eben umschrieben habe, klar vor mir, daß das *Wesentliche* des Kantischen Denkens zu erhalten sei. Worin dieses Wesentliche besteht und wie man sein System neugründen muß, um es hervortreten zu lassen, weiß ich bis heute nicht. Aber es ist meine Überzeugung: wer nicht in Kant *das Denken der Lehre selbst* ringen fühlt und wer daher nicht mit äußerster Ehrfurcht ihn mit seinem Buchstaben als ein tradendum, zu Überlieferndes erfaßt (wie weit man ihn auch später umbilden müsse) weiß von Philosophie garnichts. Deshalb ist auch jede Bemänglung seines philosophischen Stils pures Banausentum und profanes Geschwätz. Es ist durchaus wahr, daß in den großen wissenschaftlichen Schöpfungen die Kunst mitumfaßt sein muß (wie umgekehrt) und so ist es auch meine Überzeugung, daß Kants Prosa selbst einen limes der hohen Kunstprosa darstellt. Hätte sonst die Kritik der reinen Vernunft Kleist bis ins Innerste erschüttert?

In dem bisher gesagten weiß ich mich mit dem Genie einig. Seine gegenwärtige Adresse habe ich nicht, könnte sie aber wohl ermitteln. Dabei will ich folgendes bemerken: ich

habe es aufs tiefste empfinden müssen, daß bei so tiefreichender Gleichheit des Bildes, das zwei Menschen von der Wahrheit in sich tragen, auch für ihre Gemeinschaft in jedem Sinne und auch in dem der Entdeckung dieser Wahrheit, innige Verwandtschaft unerläßlich ist, weil es sonst über gegenseitige freimütige Mitteilung und Achtung garnicht hinauskommen kann. Das wäre auch das höchste das ich mir, soweit es noch nicht erreicht ist, von meiner Beziehung zum Genie versprechen kann; denn in jedem anderen Punkte als diesem äußersten Berührungspunkte in der *Intuition*, die bei beiden nicht aus verschiedenen, nein, wahrscheinlich aus entgegengesetzten Quellen fließt, werden die Arbeitsmethoden disparat; so daß man nur miteinander sprechen, nicht durchaus in Gemeinschaft mit einander wird arbeiten können. Dies glaube ich was meine Beziehung zum Genie angeht bereits als sicher annehmen zu dürfen; Deutscher und Jude stehen sich gleich den verwandten Extremen gegenüber, wie ich es ihm selbst einmal sagte. Doch würde es bei ihm und mir immer noch auf den mit Ernst unternommenen Versuch ankommen, wenn das eben möglich wäre, und so mag es auch bei Ihnen sein. Ich brauche Ihnen hiernach kaum zu sagen, wie sehr ich mir im letzten Sinne von *unserem* Zusammensein Förderung unserer Selbst im Wissen verspräche.

Ich werde in diesem Winter beginnen über Kant und die Geschichte zu arbeiten. Noch weiß ich nicht, ob ich den notwendigen durchaus positiven Gehalt in dieser Beziehung bei dem historischen Kant vorfinden werde. Davon hängt es auch mit ab, ob ich aus dieser Arbeit meine Doktordissertation werde entwickeln können. Denn ich habe die betreffenden Schriften von Kant noch nicht gelesen. Neben manchem Anläßlichen und Interessanten glaube ich jetzt den letzten Grund der mich auf dieses Thema verwiesen hat darin zu erkennen, daß immer die letzte metaphysische Dignität einer philosophischen Anschauung die wirklich kanonisch sein will, sich in ihrer Auseinandersetzung mit der Geschichte am klarsten zeigen wird; m. a. W. in der Geschichtsphilosophie wird die spezifische Verwandtschaft einer Philosophie mit der wahren Lehre am klarsten hervortreten müssen; denn

hier wird das Thema des historischen Werdens der Erkenntnis das die Lehre zur Auflösung bringt, auftreten müssen. Doch wäre es nicht ganz ausgeschlossen, daß in dieser Beziehung Kants Philosophie noch sehr unentwickelt wäre. Nach dem Schweigen, das über seine Geschichtsphilosophie herrscht, müßte man dies (oder das Gegenteil) glauben. Aber ich denke es wird sich für den, der mit richtigem Verstand herangeht, genügend und mehr als das finden. Oder aber ich werde dabei ein anderes Arbeitsgebiet finden. Meine übrigen Gedanken darüber könnte ich Ihnen jetzt am besten mündlich andeuten.

Bitte lesen Sie unter allen Umständen Barthel: die geometrischen Grundbegriffe im Archiv für systematische Philosophie hg von L. Stein Neue Folge der Philos. Monatsh. Bd XXII Heft 4 November 1916. Ich habe den Aufsatz durchblättert und natürlich nur teilweise verstanden. Sie müssen sich damit auseinandersetzen und mir schreiben was daran ist.

Gegenwärtig, ehe ich meine Kantlektüre beginnen kann, lese ich das Lehrbuch der Dogmengeschichte von Harnack in drei Bänden. Ich stehe am Ende des ersten. Das Buch gibt mir sehr viel zu denken indem es mich zum ersten Mal befähigt mir eine Vorstellung von dem was Christentum ist zu machen und mich fortwährend auf Vergleiche mit dem Judentum führt, für die mein Wissen, euphemistisch gesagt, ganz unzulänglich ist. Trotzdem haben sich mir einige bestimmte Probleme ergeben, deren jedes gut darzulegen ebensoviele Briefe erfordern würde. Ich deute zwei in Form von Fragen an 1) gibt es im Judentum den Begriff des Glaubens im Sinn des adäquaten Verhaltens zu der Offenbarung? 2) Gibt es im Judentum eine irgendwie prinzipielle Scheidung und Unterscheidung zwischen der jüdischen Theologie, Religionslehre und dem religiösen Judentum des einzelnen Juden? Beides beantwortet meine Ahnung mit Nein und beides würde dann sehr wichtige Gegensätze gegen den christlichen Religionsbegriff konstituieren. Von einem anderen großen Problem des Christentums das sich ergeben hat ein andermal. Dagegen aber à propos diese Bemerkung: Ein Hauptstück der *vulgären* antisemitischen wie zionistischen

Ideologie ist der Haß des Nicht-Juden gegen den Juden, der instinktiv und rassenmäßig physiologisch begründet sei, da er sich gegen die Physis kehre. Dieser unbewußt vollzogene Schluß ist aber falsch, denn es ist eine der erstaunlichen wesenhaften Eigenarten des Hasses, daß, welchen Grund und Anlaß er auch immer habe, er in seinen primitivsten und intensivsten Formen Haß gegen die physische Natur des Gehaßten wird. (In dieser Richtung wäre auch die Verwandtschaft zwischen Haß und Liebe zu suchen) Wenn also von einem Haß der Nicht-Juden gegen Juden in gewissen Fällen gesprochen werden kann, so überhebt das nicht der Mühe geistige Gründe für dieselben zu suchen. In dieser Hinsicht ist nun als ein Motiv (zunächst nicht des Hasses aber des Unwillens gegen Juden und Judentum) zu berücksichtigen die historisch gewordene höchst verlogene[1] und schiefe Art und Weise wie das alte Testament der Anerkenntnis der kommenden christlichen Jahrhunderte und Völker durch die ältesten Kirchen und Gemeinden aufgezwungen wurde ursprünglich allerdings in der Hoffnung es den Juden zu entreißen und ohne Bewußtsein historischer Folgen, da man in Erwartung des nahen Endes lebte, wodurch eine weltgeschichtliche Verstimmung der Christen gegen das Judentum geschaffen werden mußte. Dies wie gesagt nur à propos.

Von Ludwig Strauß ist noch nichts gekommen. Unter der Voraussetzung, daß ich in den Besitz seiner Arbeit gelange und wenn ich dies bestätigt habe, können Sie ihm ein Exemplar der Abschrift der Spracharbeit zusenden. Ein zweites kann Herr Kraft, das dritte Sie und wenn Sie keine andere Verwendung dafür haben, ein viertes ich erhalten. Sonst ließe sich für mich noch ein fünftes vielleicht herstellen; aber *wer* sollte dann das vierte erhalten? / Ich weiß leider nicht, lieber Gerhard, wann Ihr Geburtstag ist, zu dem meine Frau und ich Ihnen zu spät oder zu früh aber niemals zu herzlich gratulieren können. So schreiben Sie uns denn bitte, ob die Photographien die Sie mit der nächsten Sendung erhalten werden, zu früh oder zu spät kamen. Sie sind in der schwersten Zeit in Dachau aufgenommen worden, ursprünglich als Paßaufnahmen gedacht, als die sie aber nicht in Betracht

kommen. Im Verhältnis zu der großen Schwierigkeit, ein Bild meiner Frau aufzunehmen, ist es wohl nicht schlecht.

Diese nächste Sendung soll zugleich die Abschrift eines Aufsatzes von mir enthalten, überschrieben: Über die Malerei der als Antwort auf Ihren Brief über Kubismus zu gelten hätte, obwohl dieser darin kaum erwähnt ist.[2] Es ist eigentlich kein Aufsatz sondern zu einem solchen erst der Entwurf. Hier einige Bemerkungen dazu: nachdem ich schon in St. Moritz, wie ich Ihnen von dort seinerzeit geschrieben habe, über das Wesen der Graphik nachgedacht hatte und bis zur Aufzeichnung einiger Sätze gekommen war, die mir bei der Abfassung der neuen leider nicht zur Hand waren, hat Ihr Brief in Verbindung mit den früheren Überlegungen diese Sätze als Resultate meines Nachdenkens veranlaßt. Am unmittelbarsten, indem er mir das Interesse an der Einheit der Malerei trotz ihrer scheinbar so disparaten Schulen erweckte. Indem ich (im Gegensatz zu Ihren Behauptungen) erweisen wollte, daß ein Rafaelsches und ein kubistes [sic] Bild als solche wesenhaft übereinstimmende Merkmale neben den trennenden zeigen, ist die Betrachtung der trennenden fortgeblieben. Dafür habe ich aber versucht denjenigen Grund aufzufinden, von dem alle Verschiedenheit sich allererst abheben könnte. Wie entschieden ich dabei Ihrer Trichotomie der Malerei in farblose (lineare) farbige und synthetische widersprechen mußte, werden Sie sehen. Das Problem des Kubismus liegt von einer Seite her gesehen in der Möglichkeit einer, nicht notwendig *farblosen*, aber radikal *unfarbigen** Malerei in der lineare Gebilde das Bild beherrschen – ohne daß der Kubismus aufhörte Malerei zu sein und zur Graphik würde. Ich habe dies Problem des Kubismus weder von dieser noch einer anderen Seite berührt einerseits, weil es mir bisher vor einzelnen konkreten Bildern oder Meistern noch nicht entscheidend aufgegangen ist. Der einzige Maler unter den neuen, der mich in diesem Sinne berührt hat, ist Klee, andrerseits aber war ich mir über die Grund-

* Dieser Unterschied müßte natürlich erst erklärt und klargestellt werden

seiten". Sie müssen so lange Briefe am besten teilen oder mindestens durch Eilboten gehen lassen. Der erste Bogen dieses Briefes war gestern geschrieben und ich füge nun noch die kürzeren Antworten bei die ich auf Ihren Brief geben kann. Denn was die Frage angeht welche die längste erheischt: wie ich bei meiner so beschaffenen Stellung zum Kantischen System *leben* könne? so bin ich dauernd an der Arbeit mir dies Leben durch die Einsicht in die Erkenntnistheorie zu ermöglichen und muß für die ungeheure Aufgabe die das für Menschen unserer Einstellung bedeutet bei allem Eifer Geduld haben. Was ich bisher niederschrieb ist so skizzenhaft daß ich es Ihnen nicht senden kann ehe ich es nicht etwas besser gerechtfertigt habe. So wie eine gewisse Stufe erreicht ist erfahren Sie es. Beruht doch meine Hoffnung einmal diese Dinge wirklich zu wissen und mitzuteilen nicht zum wenigsten auf meiner Gewißheit mit Ihnen arbeiten zu können. Es war mir sehr schmerzlich daß Sie die Stelle meines vorletzten Briefes die sich darauf bezog mißverstanden haben: sie hatte *genau* den entgegengesetzten Sinn. Meine Frau machte mich als sie den Brief seinerzeit las auf den Doppelsinn dieser Stelle ausdrücklich aufmerksam; ich glaube mich zu entsinnen daß ich durch die Unterstreichung irgend eines Wortes in dem Zusammenhang die Möglichkeit des Mißverständnisses ausgeschaltet glaubte. Lesen Sie die Stelle bitte nochmals: Sie tragen an dem Mißverständnis selbstverständlich keine Schuld aber Sie werden finden daß die Stelle irgendwie doppelsinnig war; und ich meinte gerade dieses: daß zwischen uns ein ganz anderes völlig positives Verhältnis stattfinde als zwischen mir und dem Genie. Dieses erwähnte ich weil Sie sich damals gerade nach ihm erkundigt hatten. Mehr als an allem andern ist es ja hieran, an diesem Mißverständnis, erkennbar wie sehr der Briefwechsel ein geringer Ersatz für das Miteinandersein ist.

Also unsere Auseinandersetzung über Kant muß von mir aus noch aufgeschoben werden. Doch scheint mir zweierlei von dem was Sie schreiben wahrscheinlich oder vielmehr das Eine davon sicher: daß nämlich zunächst die Beschäftigung mit dem Buchstaben der Kantischen Philosophie notwendig

fähig. Nun steht meine brennende Erwartung auf den VI. Band, dessen Wert ich nach den Fragmenten des „Reichs" ja ebenfalls als überschwänglich vermuten muß und dazu kommt daß ich gegenwärtig für meine Auseinandersetzung mit Hölderlin der denkbar breitesten Basis bedarf. Mündlich wäre herrlich hiervon zu reden. Lange schon ist der George hier.[1] Verzeihen Sie, daß ich Dank und Bestätigung so lange vergaß. Ich habe über diese Verse etwas zu sagen. Was: das habe ich sowohl Herrn Kraft als besonders Herrn Gutkind[2] geschrieben und möchte mich nicht wiederholen.

[...]

Was Kants Geschichtsphilosophie angeht, so bin ich durch die Lektüre der beiden speziellen Hauptschriften (Ideen zu einer Geschichte . . ., Zum ewigen Frieden) auf die Enttäuschung meiner hochgespannten Erwartung geraten. Das ist mir besonders in Hinsicht meiner Pläne für das Thema meiner Doktorarbeit sehr unangenehm, aber ich finde garkeinen wesentlichen Beziehungspunkt zu den uns nächstliegenden geschichtsphilosophischen Schriften in diesen beiden Arbeiten Kants und sehe eigentlich nur eine rein kritische Stellungnahme zu ihnen ab. Es handelt sich bei Kant weniger um die Geschichte als um gewisse geschichtliche Konstellationen von ethischem Interesse. Und noch dazu wird gerade die ethische Seite der Geschichte als einer besondern Betrachtung unzugänglich hingestellt und das Postulat einer naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise und Methode aufgestellt. (Einleitung zur „Idee einer Geschichte . . .") Es würde mich *sehr* interessieren zu erfahren ob Sie hierin anderer Meinung sind. Als Ausgangspunkt oder eigentlichen Gegenstand einer selbständigen Abhandlung finde ich Kants Gedanken ganz ungeeignet. Was haben Sie mit Fräulein [Toni] Halle darüber besprochen?[3] Für den neuen Plan den ich zu meiner Doktorarbeit habe kann ich es auch nur immer wieder bedauern daß Sie nicht hier sind, er gäbe mindestens zu den aufschlußreichsten Gesprächen Stoff. Die Frage lautet ungefähr: Was heißt es daß die Wissenschaft eine unendliche Aufgabe ist. Dieser Satz ist sowie man näher zusieht viel tiefer und philosophischer als man auf den ersten Blick glaubt.

Mir erschließen sich gegenwärtig Zusammenhänge von der weitesten Tragweite und ich darf sagen daß ich jetzt zum ersten Mal zur Einheit dessen was ich denke vordringe. Ich erinnere mich daß Sie mich einmal außerordentlich gut zu verstehen schienen als ich an der Ecke der Joachimstaler- und Kantstraße (wir kamen aus der Richtung des Zoo) Ihnen mein verzweifeltes Nachdenken über die sprachlichen Grundlagen des kategorischen Imperativs mitteilte. Die Denkweise die mich damals beschäftigte (und deren damaliges Sonderproblem auch heute für mich noch nicht gelöst, aber in einen größern Zusammenhang getreten ist) habe ich weiter auszubilden gesucht. Dabei handelt es sich um Fragestellungen die ich brieflich unmöglich berühren kann. Ferner beschäftigen mich ununterbrochen diejenigen Gedankenreihen die ich Ihnen seinerzeit unter dem Titel des „Swastikaproblems" vortrug. Vor allem: für mich hängen die Fragen nach dem Wesen von Erkenntnis, Recht, Kunst zusammen mit der Frage nach dem Ursprung aller menschlichen Geistesäußerungen aus dem Wesen der Sprache. Dieser Zusammenhang ist es eben der zwischen den beiden vorzüglichen Gegenständen meines Denkens besteht. In Hinsicht der ersten Gedankenreihe ist auch schon mehreres aufgeschrieben was aber noch nicht communicabel ist. Kennen Sie eigentlich schon meine Arbeit vom Jahre 1916 „Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen". Falls nicht könnte sie Ihnen vorläufig leider nur leihweise zugestellt werden. Sie bildet den Ausgangspunkt einer weiteren Arbeit an den erstgenannten Problemen für mich. – Übrigens weiß ich nicht mehr was ich Ihnen außer dem „Centauern" das letzte Mal noch sandte. Bitte schreiben Sie mir das.

Ich las: Anatole France: La révolte des anges, Les dieux ont soif, L'île des Pingouins kurz nacheinander ohne vorher etwas wesentliches von ihm gelesen zu haben. Seine Bücher stehen meiner Meinung nach erstaunlich hoch, indem ihnen doch aber immer jenes letzte Wissen fehlt, das die Tiefe und Homogeneität eines Kunstwerks allein zu wahren vermag. Er verliert sich ins Unwesentliche, nicht ohne doch über das Wesentliche klare Rechenschaft geben zu können. Charles

Louis Philippe: Marie Donadieu. Dieses Buch sollen Sie unter allen Umständen lesen. Es gibt nichts Ähnliches auch bei Louis Philippe selbst nicht. Mir scheint es ganz wunderbar – tief und wahr. Doch kann ich nach dem ersten Lesen mir die letzte Rechenschaft davon noch nicht abgeben. Friedrich Nietzsche: Briefwechsel mit Overbeck. Diesen haben Sie vielleicht schon gelesen oder tun es gewiß bald. Auch der IV. Band der Hellingrath'schen Hölderlinausgabe ist endlich in meinem Besitz. Ich las viel Stifter, ein Schriftsteller hinter dessen wenig auffallender Außenseite und scheinbaren Harmlosigkeit sich ein großes moralisches und großes ästhetisches Problem verbergen. Was kennen Sie von ihm. „Bergkristall" und „Die Mappe meines Urgroßvaters" enthalten eine fast *reine* Schönheit, als einzige unter dem vielen das ich von ihm kenne. / Seit September lese ich Harnacks Dogmengeschichte in drei Bänden, die mir sehr wertvolle und aufschlußreiche Kenntnisse vermittelte; ich hoffe, sie bald beendet zu haben. Für die Universität hatte ich allerlei Peripheres zu tun: mich höchst eingehend mit der unfruchtbaren Psychologie von Schleiermacher zu befassen, mit Bergson und mit Hegel. Hegel scheint fürchterlich zu sein!

Ein Regen der das Land überschwemmt dauert jetzt drei Tage. Kein Sonnenstrahl unter einem Himmel der vorher tief und wolkenlos blau war. Diese Stimmung verwehrt die innere Expansion und so haben Sie diesmal einen allzu konzentrierten Brief erhalten, da doch der Abstand den ich in der gegenwärtigen Erholung von meinem Tun habe eine Konzentration auf bestimmtes nicht zuläßt. Auf das herzlichste grüßt Sie, mit der Bitte mir bald zu schreiben

Ihr Walter Benjamin

1 Der Poststempel ist nicht deutlich. Vielleicht ist der Brief erst am 28. 2. 1918 geschrieben und gehört hinter Nr. 65.

Anatole France noch? / Schreckliche Verlegenheit bereitet mir meine Doktorarbeit. Diese ganz trostlose Situation der gegenwärtigen Universität. Meine eigenen Gedanken sind noch nicht reif, eine beliebige historische Arbeit will ich nicht machen – und wenn noch jemand sie mir gäbe! Und auch das einzig mögliche, im Anschluß an einen Dozenten hier einige gute, gegründete Seiten zu schreiben scheint eben unmöglich. Für ein Seminar[3] (ich verliere Zeit damit mich in den hiesigen Seminaren einzuführen) mache ich ein Referat über Schleiermachers Psychologie, ein in Notizen und Vorlesungen nachgelassenes Werk das keine philosophische Grundlage hat und nur in seiner Sprachtheorie negativ interessant ist. / Das Gedicht „David und Jonathan" von der Else Lasker-Schüler[4] liebe ich sehr. Das entsprechende Gedicht von Rilke[5] ist – abgesehen von allem andern – schlecht.

Hier ist ganz laues Frühjahrswetter. Haben Sie etwas von Herrn Gutkind gehört? Er hat mir auf einen längeren Brief noch nicht geantwortet. – Die Fortsetzung Ihres letzten Briefes erwarte ich sehr.

Meine Frau und ich grüßen Sie ganz herzlich.

Ihr Walter

1 Es handelt sich anscheinend um „Das Programm der kommenden Philosophie", das Scholem in „Zeugnisse" (Festschrift für Theodor Adorno) 1963, nach einer Abschrift von Dora Benjamin, die er bei seiner Ankunft in der Schweiz erhielt, veröffentlicht hat.
2 Gemeint ist: an Rudolf Borchardt.
3 Bei Paul Häberlin.
4 In den „Hebräischen Balladen".
5 In den „Neuen Gedichten".

61 An Gerhard Scholem

[31. Januar 1918]

Lieber Gerhard,

es ist eine traurige Tatsache: aber die Fülle dessen, was ich Ihnen zu sagen hätte verschlägt mir das Wort. Es wird mir

immer mehr schwer Ihnen zu schreiben. Diesmal ist es der Dank den ich Ihnen zu sagen habe und der sich so wie ich ihn sagen möchte nur in der lebendigen Gegenwart sagen ließe. So will ich lieber schweigen und mich mit dem Glück das Ihre Nachricht für uns (meine Frau und mich) bedeutet still begnügen. / Sodann hat Ihr letzter Brief mit seiner Frage: ob ich Ethik ohne Metaphysik für möglich halte in mir Gedanken aufgeregt die ich mich wiederum noch nicht fähig finde Ihnen mitzuteilen. Ich versage es mir mit Schmerzen aber ich kann mich nicht entschließen allzu Unfertiges von mir zu entlassen sondern lege mir dieses Schweigen als einen Stachel an im Nachdenken nicht abzulassen bis es soweit ist daß ich Ihnen schreiben kann. Von den materiellen Gründen meines „Nein" also noch nichts. Dagegen denke ich daß uns auch a priori methodisch die verneinende Antwort auf diese Frage feststehen sollte. Ich wenigstens – wenn ich sagen sollte welchen vernünftigen Sinn ich vorläufig und bis auf nähere Bestimmung mit dem Wort metaphysisch zu verbinden wüßte würde sagen: metaphysisch ist diejenige Erkenntnis die a priori die Wissenschaft als eine Sphäre in dem absoluten göttlichen Ordnungszusammenhang, dessen höchste Sphäre die Lehre und dessen Inbegriff und Urgrund Gott ist zu erkennen trachtet, und die auch die „Autonomie" der Wissenschaft als sinnvoll und möglich nur in diesem Zusammenhang betrachtet. Das ist für mich der methodische Grund a priori die Ethik so wie jede andere Wissenschaft ohne Metaphysik, das heißt außerhalb dieses angegebenen Zusammenhanges als unmöglich zu erachten. Von den tiefen materialen Gründen diesmal noch nichts.

Ich ernte hier Seminarlorber (laurea communis minor) mit Referaten über Bergson und über einen Absatz der Hegelschen Phänomenologie und dies geschieht zu einem Zweck der fürwahr die Mittel *nicht* heiligt von welchen ich noch nicht einmal weiß ob sie tauglich sind. Wegen einer Doktorarbeit will ich demnächst mit dem Ordinarius[1] sprechen. Jedenfalls hoffe ich im nächsten Semester etwas mehr in Feldern arbeiten zu können die mir näher liegen als was man diesmal in der Universität durchackerte und woran ich mich doch zu-

nächst einmal beteiligen mußte. Vielleicht werde ich von Heinrich von Stein, einem Göttinger Universitätslehrer der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in jungen Jahren starb „Sieben Bücher zur Geschichte des Platonismus" lesen können, eine Kritik Platos vom christlichen Standpunkt. Der Verfasser ist bedeutend und die Einleitung die ich las enthält Vortreffliches. Von Hegel dagegen hat mich das was ich bisher las durchaus abgestoßen. Ich glaube wir würden wenn wir uns seine Sachen auf kurze Zeit vornehmen würden bald auf die geistige Physiognomie kommen die daraus blickt: die eines intellektuellen Gewaltmenschen, eines Mystikers der Gewalt, die schlechteste Sorte die es gibt: aber auch Mystiker.

Von Freiburg aus hätten Sie keine Erleichterung mich zu sehen – meines Wissens. Und es ist doch möglichst zu vermeiden sich in das Bereich der Fliegerangriffe zu begeben. Wann fährt Ihre Mutter? Unsres Erachtens ist die Frage[2] jetzt wie vorher für Sie eine Frage der Ausdauer und Klugheit. Wir wollen gern warten wenn wir – und Sie – hoffen. / / Ich lese L'ile des Pingouins. Meine Bibliothek hat in der letzten Zeit u. a. folgende Neuerwerbungen gemacht: Stefan George: Übersetzungen der Fleurs du Mal, Rudolf Borchardt, Hugo v. Hofmannsthal, Schröder: Hesperus, ein Jahrbuch das um der Beiträge Borchardts willen zu schätzen ist, wegen der des Schröder zu verabscheuen wäre; Baudelaire: Le spleen de Paris (petits poemes en prose), Baudelaire: Les paradis artificiels; Charles Louis Philippe: Marie Donadieu, ein höchst bedeutender Roman den ich meiner Frau zum Geburtstag schenkte. Lese ich Anatole France[3] so werden Sie später einmal zwei oder drei Romane von Charles Louis Philippe lesen (aber französisch!) und bei diesem Tausch gewiß nichts verlieren. / Das philosophische Büchlein mit den Identitätsthesen halten Sie in guter Obhut nicht wahr? Wie ist es nun mit „Zeichen und Mal"? Haben Sie es erhalten? Und den Dostojewski? Und 65 M?

Für heute schreibe ich nichts mehr. Vielleicht werden Sie in einigen Monaten mit einer Flut von Arbeiten, die sich aufhäufen überschüttet werden. Niemand wäre froher als ich.

sen: vor allem haben sie nicht das *Moralische* gesehen mit dem sein *Leben* gerungen hat und um seine historische Einsamkeit nicht gewußt. Übrigens aber überzeuge ich mich daß Goethe – jedenfalls im Alter – ein ganz reiner Mensch gewesen ist dem keine Lüge über die Lippen und in die Feder gekommen ist.

Das Wetter hier war erst kühl und ist jetzt heiß und sommerlich. Die Kultur und Sprache der Gegend ist italienisch. Es wachsen Palmen und Lorbeer in den Gärten. Auf den hohen Bergen in der Nähe liegt noch Schnee der aber wohl täglich abschmilzt. Oberhalb Locarno auf einem steilen Felsen liegt ein berühmter Wallfahrtsort: die Klosterkirche Madonna del Sasso (auf dem Felsen). Die Kirche ein zierliches Stück italienischen Barocks deren Fassade spielerisch bunt und perspektivisch bemalt ist enthält ganz außerordentliche Votivbildchen wie sie von Bauern der Gegend im Auftrage Geheilter und Geretteter gemalt sein mögen und die zu den schönsten Stücken jener religiös oder kultisch determinierten Volkskunst gehören die jetzt in Europa von den neuen Malern entdeckt wird. Vor allem fällt ein merkwürdiger Madonnentypus auf der ganz stetig ist und einen unheimlichen Eindruck erweckt: Die Mutter neigt zum beleibten; ihr Ausdruck ist ganz verschlafen und seellos; sie wird gleichsam wider Willen sichtbar und trägt die Merkmale eines physischen Schmerzes. Ich vermute daß dies mit dem uralten, prähistorischen Schönheitsideal der beleibten, fetten Frau zusammenhängt das auf eine mir unbekannte Weise mythisch bedingt sein muß. (Nach dem Genie[1] hängt dieses Ideal mit der Rolle die die Leber in der Mythologie spielt zusammen.)

Über das Mal will ich jetzt nicht schreiben und auch manches andere auf später verschieben. Dieser Brief sollte nur das mitteilen was eben von hier mitgeteilt sein will und er nimmt noch von meiner Frau und mir die allerherzlichsten Grüße an Sie auf die Sie an jedem Ort an dem Sie sind erreichen sollen.

Ihr Walter

1 Felix Noeggerath.

schaft daß ein Kunst*werk* an und für sich, ohne seine Beziehung auf Theorie oder Moral in der Betrachtung erfaßt und ihm durch den Betrachtenden Genüge geschehen könne. Die relative Autonomie des Kunst*werkes* gegenüber der Kunst oder vielmehr seine lediglich transzendentale Abhängigkeit von der Kunst ist die Bedingung der romantischen Kunstkritik geworden. Die Aufgabe wäre, Kants Ästhetik als wesentliche Voraussetzung der romantischen Kunstkritik in diesem Sinn zu erweisen.

Auf Ihre Frage hinsichtlich der „unendlichen Aufgabe" gehe ich mit Absicht nicht mehr ein. Sie gehört auch zu denjenigen die brieflich kaum zu behandeln sind – und vor allem nicht in diesem Briefe, der nicht allein die Aufgabe hat, drei andere zu beantworten sondern der Ihnen vielleicht für längere Zeit für andere Briefe stehen muß die folgen sollten wenn die äußeren Verhältnisse – wie es möglich ist – mir vorläufig das Schreiben ausführlicher und wesentlicher Briefe unmöglich machen werden. Ein Colleg über Differentialrechnung werde ich vorläufig nicht hören sondern alle Kräfte auf die Erledigung meines Doktors, bezw. den Beginn meiner Dissertation konzentrieren. Die Mathematik, wie die fernere Auseinandersetzung mit Kant und Cohen muß verschoben werden. Meine philosophische Gedankenentwicklung ist in einem Zentrum angelangt. So schwer es mir wird so muß ich auch sie in dem gegenwärtigen Stadium belassen um nach Erledigung des Examens mit voller Freiheit mich vollkommen ihr zu widmen. Treten der Erledigung meines Doktors Hindernisse in den Weg so fasse ich sie als den Hinweis auf mich mit meinen eigenen Gedanken zu beschäftigen.

Nach halbjähriger, mit Unterbrechungen geführter, Lektüre habe ich in Locarno die Dogmengeschichte von Harnack ausgelesen. Man kann mir dazu in doppeltem Sinne gratulieren: daß ich die Arbeit getan und daß ich sie beendet habe. Der Gewinn einer solchen Lektüre ist derart, daß er sich nicht, wenn man das Buch geschlossen hat, übersehen läßt. Um nur eines zu bezeichnen, so habe ich erkannt wie neben anderem auch die Unwissenheit eine starke Quelle der neukatholischen Strömung in der Gegenwart ist, wie sie besonders auch intel-

ligente Juden ergriffen hat. Sie ist selbstverständlich eine Äußerung der romantischen Bewegung, die ja – ich weiß nicht ob ich Ihnen hierüber meine Anschauung schon mitgeteilt habe – eine der stärksten Bewegungen der Gegenwart ist. Sie hat wie der frühere romantische Katholizismus eine machtpolitische und eine ideenhafte Seite (Adam Müller – Friedrich Schlegel) und während die erste unfruchtbar geblieben ist (Scheler repräsentiert sie, Franz Blei und – wenn auch nicht als Katholik – Walter Rathenau gehören ihr unter vielen anderen an) hat sich die zweite aus der lethargischen und wenig charakterisierten Haltung Schlegels durch Rezeption sozialer Elemente zum Anarchismus entwickelt (Leonhard Frank, [Ludwig] Rubiner). Was ich demnächst werde lesen können ist noch unbestimmt. – Über Goethe habe ich – wie Sie nach meiner scharfen Rezension des Gundolfer Buches sich denken können, *viel* zu sagen.[2] Ich warte ab was Sie finden werden.

Ihre Arbeit[3] die Sie meiner Frau schickten habe ich dreimal, zum letzten Male mit ihr, gelesen. Meine Frau wird Ihnen noch selbst danken. Ich selbst bin Ihnen zu besonderem Dank verpflichtet, denn Sie haben, ohne zu wissen daß ich mich schon vor zwei Jahren um dasselbe Problem bemüht habe, mir wesentlich zur Klärung verholfen. Das stellt sich nunmehr nachdem ich Ihre Arbeit gelesen mir so dar: aus meinem Wesen als Jude heraus war mir das eigene Recht, die „vollkommen autonome Ordnung" der Klage wie der Trauer aufgegangen. Ohne Beziehung zum hebräischen Schrifttum, das wie ich nun weiß der gegebene Gegenstand solcher Untersuchung ist, habe ich die Frage „wie Sprache überhaupt mit Trauer sich erfüllen mag und Ausdruck von Trauer sein kann" in einem kurzen „Die Bedeutung der Sprache in Trauerspiel und Tragödie" überschriebenen Aufsatz an das Trauerspiel herangebracht. Ich bin dabei im einzelnen und ganzen zu einer Einsicht gekommen die der Ihrigen nahe steht, habe mich aber dabei fruchtlos an einem Verhältnis abgearbeitet, das ich erst jetzt in seinem wahren Sachverhalt zu ahnen beginne. Im Deutschen tritt nämlich die Klage sprachlich hervorragend nur im Trauerspiel hervor und dieses

steht im Sinne des Deutschen der Tragödie fast nach. Damit konnte ich mich nicht versöhnen und sah nicht daß diese Rangordnung im Deutschen ebenso legitim ist wie im Hebräischen wahrscheinlich die entgegengesetzte. Jetzt sehe ich nun in Ihrer Arbeit daß die Fragestellung die mich damals bewegte auf Grund der hebräischen Klage gestellt werden muß. Allerdings kann ich Ihre Ausführungen weder als eine Lösung anerkennen, noch befähigen mich Ihre Übersetzungen – was auch wohl unmöglich wäre – dazu die Sache vor der Kenntnis des Hebräischen aufzunehmen. Im Gegensatz zu Ihrem Ausgangspunkt hat der meine nur den einen Vorteil gehabt, mich von vornherein auf den fundamentalen Gegensatz von Trauer und Tragik hinzuweisen, den Sie nach Ihrer Arbeit zu schließen noch nicht erkannt haben. Im Übrigen hätte ich sehr viel Bemerkungen zu Ihrer Arbeit zu machen, die sich aber brieflich ins uferlos Subtile – wegen der terminologischen Schwierigkeiten – verlieren müßten. Sehr schön finde ich den Schlußteil der von Klage und Zauber handelt. Dagegen gestehe ich Ihnen offen, daß mir die Theorie der Klage in dieser Form noch mit fundamentalen Lücken und Unklarheiten behaftet scheint. Ihre (und meine) Terminologie ist durchaus noch nicht genügend ausgearbeitet um diese Frage lösen zu können. Im Besonderen bemerke ich nur, daß ich die eindeutige Beziehung von Klage und Trauer in dem Sinne daß jede reine Trauer in die Klage münden müsse noch bezweifle. – Es ergeben sich hier eine Reihe so schwerer Fragen daß man wirklich von ihrer schriftlichen Erwägung abstehen muß. – Nur noch ein Wort zu den Übersetzungen. Wir – meine Frau und ich – haben über sie dasselbe zu sagen wie seinerzeit über die des Hohen Liedes. Auch diese Übersetzungen – über deren Relation zum Hebräischen ich zwar nicht urteilen kann, Ihnen aber in dieser Hinsicht vollkommen vertraue – haben was ihre Relation zum Deutschen angeht letzten Endes den Charakter von Studien. Es handelt [sich] bei Ihren Übersetzungen offenbar nicht darum, einen Text für das Deutsche gleichsam zu retten, sondern eher darum ihn regelrecht auf das Deutsche zu beziehen. Sie empfangen in dieser Hinsicht von der deutschen Sprache keine Eingebung.

nein, so tun Sie es bitte auch nicht, wenn ja berichten Sie es mir bitte, damit ich ihm selbst schreibe – an sich möchte ich nämlich durch nichts Äußeres ihn in seinem sich vorgeschriebenen Schweigen bedrängen. – Wissen Sie zufällig etwas was er sich wünscht? Wir möchten ihm anonym ein Buch schikken. – Bitte schreiben Sie mir recht bald.

Herzlichst Ihr Walter

1 Dies ist der unter Nr. 69 mitgeteilte Brief über Stifter.

68 An Ernst Schoen

[Bern, Mai 1918]

Lieber Herr Schoen,

die Antwort auf Ihre beiden Briefe hat sich so lange hinausgeschoben daß ich nun in einem besonders reichen aber auch besonders bedrängten Momente sie abgeben muß. Äußerlich bedrängt: indem die trostlosen Wohnungsnöte hier uns zu einem Umzug in vierzehn Tagen[1] nötigen welches eine Sache ist die hier mit vielerlei Peinlichem verbunden ist. Innerlich bedrängt durch eine Fülle von Aufgaben da die gehemmte Nötigung Eignes auszusprechen keine gänzlich freie Bahn findet. Meine Gedanken sind teils noch zu unentwickelt, flüchten vor mir beständig und was ich greife bedarf des genauesten Fundaments um ausgesprochen werden zu dürfen. Gewisse – gleichsam revolutionäre – Gedanken tragen für mich die Notwendigkeit in sich ihre großen Gegner sehr gründlich zu studieren um in ihrer Darlegung unentwegt sachlich bleiben zu können. Überall ist dieser größte Gegner Kant. Jetzt bin ich in seine Ethik verbissen – es ist unglaublich wie man diesem *Despoten* auf die Spur kommen muß, auf die Spur seines erbarmungslos gewisse Einsichten die gerade in der Ethik zu den verwerflichen gehören *er*philosophierenden Geistes. Er hetzt besonders in seinen späteren Schriften und schlägt besinnungslos auf seinen Renner, den Logos, ein.

renden Teil des unglücklichen Lebens eines mir nahestehenden jungen jüdischen Menschen, gegenwärtig Soldat.[4] Es ist meine und Herrn Scholems (der ihn durch mich während ich schon hier war kennen gelernt hat) gemeinsame Sorge ihn verlassen in Deutschland zu wissen. Dieser Mensch der Borchardt mit einzigem Enthusiasmus verehrte und verehrt hat mir die genaueste Auseinandersetzung mit ihm aufgenötigt und überdies in einigem ein Bild seines Wesens verschafft. So habe ich Borchardt seit mehr als zwei Jahren nicht aus dem Gesichtskreis verloren. Ich kenne seine Gedichte und „Villa", seine Sachen in „Hesperus" (und die Kriegsreden), endlich die berühmte Polemik gegen den Kreis Georges in den Süddeutschen Monatsheften. Um vollständig und verständlich über ihn zu reden müßte ich weit ausgreifen und Dinge sagen für die hier in keinem Sinne der Raum ist. So erlauben Sie daß ich Ihnen nur ganz andeutungsweise mitteile, warum ich Borchardts Person bei allem Respekt vor den „Qualitäten" seines Schaffens (denn bei ihm sind Züge, die bei andern alles sein könnten, nicht mehr) ablehne. Tragisch-problematisch ist mir Borchardt nicht mehr, so wenig wie Walther Rathenau, wenn er auch nicht, wie dieser gemein ist. Im übrigen aber sind sie verwandt, vor allem in dem Einen Zug, der Borchardts moralisches Wesen entscheidet, in dem *Willen* zur Lüge. Er hat statt des Herzens eine Kugel im Leibe. Es gibt heute kein größeres Beispiel als ihn für das ungeheuer Trügerische des Einzel-schönen, an dem sein Werk reich ist. Dieses Werk als ganzes erweist sich aber als der Versuch seinem Schöpfer, in geistiger Hinsicht einen Rang, in geistiger Hinsicht Macht, Größe in geistiger Hinsicht zu verschaffen. Er verzehrt sich darin den Deutschen einen Typus hinzustellen, den sie nicht haben, noch nicht haben können, nicht erschleichen dürfen und dessen Zukünftigkeit er wittert ohne sie zu ahnen: die öffentlich-verantwortliche Person des Volkes, den bestallten Verwalter seines Geist- und Sprachguts. (Diese Vorstellung was an ihr zukünftig was an ihr mißverstanden ist kann ich hier nicht sagen. Sie werden es sich denken. In Jacob Grimm scheint er soweit es damals möglich war in seinem Streben einen Vorgänger gefunden zu haben.)

Diesem Zwecke sind seine Werke die selbstherrlichen Mittel, kein Dienst. Auch in ihm ist die „Umkehrung einer Idee" die Herr Scholem mir in seinem letzten Briefe als Charakteristikum der modernen Bücher angab, zu finden; die objektive Verlogenheit wie ich es nenne. Bei ihm richtet sie sich auf die Geschichte und sie beruht wiederum auf einer Verkehrung die mir für unsere Zeit kanonisch geworden zu sein scheint, aber [lies: auf] der Verfälschung des Mediums zum Organ. Er macht die Geschichte, das Medium des Schaffenden zu dessen Organ. Dies ist nicht mühelos darzulegen, eben darum ist Borchardt vielleicht heute der einzig noch würdige Gegenstand *zerschmetternder** Polemik (wie er sie wunderbar am Georgischen Kreise versucht hat) wäre nicht alles was wesentlich Polemik ist, heute verworfen. Sie begegnen einer Geste die den Menschen schirmen und auszeichnen kann, für den Dichter aber eine unstatthafte Maske ist, bis tief in Borchardts Werk hinein, oder es beruft sich darauf sie zu verfassen. Er hat sich auf einen Turm von Lüge gestellt um von der verlogenen Menge seiner Zeit gesehn zu werden. Wenn ich recht sehe kündigt sich in Ihren Zeilen davon das Gefühl sehr deutlich an.

Die Lektüre der Spracharbeit steht Ihnen frei. Ich habe noch eine Bitte an Sie. Im „Kreis der Liebe"[5] welchen ich wegen seiner Schrift nicht hernehmen konnte steht ein Ghasel von Platen. Jetzt habe ich mir die (leider nicht ganz vollständige) Ausgabe seiner Gedichte von Schlösser gekauft. Darin scheint es sich unglaublicherweise nicht zu befinden. Das wievielte ist es? Woher haben Sie es? Könnten Sie es mir gelegentlich abschriftlich senden? – Daß ich selbst Ihnen eine Bitte nicht erfüllen kann, tut mir leid. Bilder von meiner Frau und mir haben wir hier nicht zur Hand und [Sie] werden es verstehen wenn wir es für unstatthaft halten uns aus solchem Anlaß aufnehmen zu lassen. Endlich bitte ich Sie um Verzeihung, daß indem ich Ihre Freundlichkeit und Sorgfalt in einer so wichtigen Sache als die Verwahrung meiner Papiere ist in Anspruch nehme, ich nachträglich diese Bitte

---

* erbarmungslosester

Vielen herzlichen Dank für Ihren Glückwunsch.

PS Ich sehe mich genötigt, mich über Borchardt deutlicher auszusprechen: es ist nicht richtig daß sein Werk nur „Qualitäten" habe. Die Germania-Übersetzung – soweit ich sie kenne – ist wahrscheinlich ein Markstein in der Geschichte der Beziehung des Deutschen zum Lateinischen. Es ist auch nicht richtig, daß der Wille zur Lüge bei ihm zentral sei. Sondern er ist ein Abenteurer den es nach dem *höchsten* Lorbeer gelüstet, der ungeheure Fähigkeit in den Dienst absoluten Machtwillens stellt, und der in einem Zeitalter in dem die letzte Vertiefung und Besinnung unsichtbar macht, jene Vertiefung und Besinnung auch vor dem Grunde um der Sichtbarkeit willen, abbiegt, reflektiert. Lüge ist nicht er selbst, sondern Lüge ergreift ihn jedesmal wo er seine Relation zum Publikum bestimmt. – Er wird vielleicht Großes hinterlassen aber es wird sein wie in der – im übrigen in ihrer „Moral" durchaus nicht hübschen – Geschichte von dem Manne, der das Gold finden wollte und das Porzellan fand. Auf der Suche nach falschem Golde könnte Borchardt so etwas begegnen, aber da er ein Dichter sein will, so ist sein unreiner Wille die stärkste Schranke seiner Möglichkeiten: er wird sicher kein Werk, er wird Entdeckungen, urbar gemachtes Land, philologisch, historisch technisch entdecktes zurücklassen. Nicht Lüge, sondern worauf Sie selbst deutlich hinweisen, Unlauterkeit ist durchaus in ihm wirksam.

1 Nach Muri bei Bern.
2 W. B. hatte in Dachau im Frühjahr 1917 eine Zusammenstellung von Schlegels und Novalis' Fragmenten gemacht, die sich damals bei Ernst Schoen zur Aufbewahrung befand.
3 Scholem war vom Anfang Mai bis zum Herbst 1919 in Bern.
4 Werner Kraft.
5 Gedichte von Ernst Schoen (ungedruckt?).
6 Von Papieren W. B.s, die sich bei Scholem befanden.
7 Im „Athenäum III" (1800), S. 129 ff.

69 *An Ernst Schoen*

Muri bei Bern 17. Juni 1918

Lieber Herr Schoen,

Sie haben mich durch die so mühevolle wie sorgfältige Abschrift der Fragmenten-Notizen die nun schon seit einiger Zeit in meinem Besitz ist zum größten Dank verbunden. Als Zeichen daß ich Ihnen dafür dankbar bin bitte ich Sie die Kopie der beiden Aufzeichnungen die ich über Stifter gemacht habe und welche ich diesem Brief beilege anzunehmen. Ohne den Wunsch Ihnen eine Freundlichkeit zu erweisen hätte ich mich vielleicht nicht entschlossen Ihnen die beiden Stellen zu geben, von denen nämlich die eine nur aus einem Briefe stammt, während die zweite als Hinweis auf eine ausführliche Kritik von Stifters Stil die ich mir vorgesetzt habe zunächst nur für mich gemeint war. Weil es aber lange dauern kann bis ich zu dem Beiliegenden etwas hinzuzufügen im Stande sein werde (es ist vor allem möglich im Zusammenhang mit dem unter II gesagten die guten Elemente seines Stils ebenso verständlich zu machen als die schlechten) so sende ich es Ihnen heute. Ich habe mein gutes Briefpapier für die Abschrift gewählt und hoffe daß es nicht so elend zugerichtet bei Ihnen ankommt wie wir die meisten deutschen Briefe mit den Laugen der Zensur übergossen erhalten. Weil ich einmal dabei bin Ihnen meinen herzlichen Dank zu sagen komme ich gern auf Ihr Geschenk zu meinem vorigen Geburtstag zurück um Ihnen zu erzählen daß der Guérin in blaues Saffianleder gebunden einen der schönsten Bände meiner Bibliothek ausmacht. An deren Ausgestaltung bin ich so gut es geht tätig. Es ist so gekommen, daß mein inneres Bedürfnis eine Bibliothek zu besitzen (ja auch nur die Möglichkeit es zu können) zeitlich mit den außerordentlichen Geld- und Sachschwierigkeiten sie zu erwerben zusammenfiel. Erst seit etwas mehr als zwei Jahren bin ich eifrig dabei, und es ist die trostloseste Zeit, in der die innerlich unzugänglichsten Werke, nach deren einem oder anderm ich mich allmählich um es zu besitzen umzusehen wage, Spekulations-

objekte des Pöbels geworden sind. Ich muß also auf vieles das vor wenig Jahren (als ich übrigens kein Geld es zu kaufen hatte) erschwinglich war und das mir jetzt begehrenswert ist verzichten. Vielleicht haben Sie von der Auktion Piloty in München gehört (dort ist die Erstausgabe des „Siebenten Rings" mit über 400 M bezahlt worden – ich hatte 75 darauf geboten und Alfred [Cohn] hat sie für 45 vor mehreren Jahren gekauft.) Das einzige Buch, das ich dort erwerben konnte schickt mir eben mein Buchhändler, den Briefwechsel Goethes und Knebels. Immerhin würden Sie einiges Schöne auch jetzt bei mir finden und in absehbarer Zeit hoffe ich mit meinen hiesigen Büchern auch die Bibliothek meiner Frau die noch in Seeshaupt ist vereinigen zu können. Den größern, oder jedenfalls bessern Teil meiner Bücher aus Deutschland habe ich jetzt hier. Aber von alten Büchern ganz zu schweigen ist so vieles Wichtige was ich aus Deutschland bestelle vergriffen. Gelegentlich will ich Ihnen wenn es Sie nicht langweilt mehr hiervon, von meinen letzten Erwerbungen schreiben. Ich erzähle so gerne davon.

Von meinen Arbeiten dagegen kann ich heute und vielleicht für einige fernere Zeit nicht berichten. In meinen Mußestunden des Abends lese ich seit einiger Zeit mit meiner Frau Catull und wir wollen dabei bleiben und später zu Properz übergehen. Um von dem Fehlerhaften das in dem kanonischen Ansehen der modernen ästhetischen Begriffe, der modernen Auffassung der Inspiration, der Lyrik liegt loszukommen gibt es nichts Heilsameres als das Lesen der alten Dichter – vielleicht sogar in gewisser Hinsicht mehr noch das der Lateiner als der Griechen. Von der Bibliothek habe ich eine Ausgabe die in Paris für den Dauphin Louis XV gearbeitet und gedruckt wurde und die jedes Gedicht mit „Annotationes" und „Interpretatio" begleitet, wovon die zweite eine komisch plumpe Umschreibung des Gedichtinhalts in schlechtem Latein ist.

Borchardt hat wie ich höre im ersten Heft der „Dichtung" ein Verzeichnis seiner abgeschlossenen ungedruckten Arbeiten veröffentlicht. (Ich habe es zu Gesicht bekommen.) Ein Bekannter von mir hat darüber das treffendste Wort gesagt

Sinne dieses Wortes. In der Verfolgung dessen, wie er das *Schicksal* seiner Menschen in seinen verschiedenen Büchern entrollt, habe ich jedesmal, im „Abdias", im „Turmalin", in „Brigitta", in einer Episode aus der „Mappe meines Urgroßvaters", die Kehrseite, die Schatten- und Nachtseite jener Beschränkung auf die kleinen Verhältnisse des Lebens gefunden: Indem er sich eben bei deren Aufzeichnung keineswegs bescheidet oder begnügen kann und nun bemüht ist jene Einfachheit auch in die großen Verhältnisse des Schicksals zu tragen, welche aber notwendigerweise eine ganz andersartige sowohl Einfachheit als Reinheit, nämlich die welche simultan ist mit der Größe oder besser mit der Gerechtigkeit haben. Und da ergibt es sich daß bei Stifter sich gleichsam eine Rebellion und Verfinsterung der Natur ereignet welche ins höchst Grauenvolle, Dämonische umschlägt und so ihren Einzug in seine Frauengestalten (Brigitta, die Frau des Obristen) hält, wo sie als eine geradezu pervers und raffiniert verborgene Dämonie das unschuldige Aussehen der Einfachheit trägt. Stifter kennt die Natur, aber was er höchst unsicher kennt und mit schwächlicher Hand zeichnet ist die Grenze zwischen Natur und Schicksal, wie es sich zum Beispiel geradezu peinlich im Schluß des „Abdias" findet. Diese Sicherheit kann nur die höchste innere Gerechtigkeit geben, aber in Stifter war ein krampfartiger Impuls auf einem anderen Wege, der einfacher schien in Wahrheit aber untermenschlich dämonisch und gespenstisch war, die sittliche Welt und das Schicksal mit der Natur zu verbinden. In Wahrheit handelt es sich um eine heimliche Bastardierung. Dieser unheimliche Zug wird sich bei scharfem Zusehen überall da finden, wo er in einem spezifischen Sinne „interessant" wird. – Stifter hat eine Doppelnatur, er hat zwei Gesichter. In ihm hat sich der Impuls der Reinheit von der Sehnsucht nach Gerechtigkeit zu Zeiten losgelöst, sich im Kleinen verloren um dann im Großen hypertrophisch (das ist möglich!) als ununterscheidbare Reinheit und Unreinheit gespenstisch aufzutauchen.

Es gibt keine letzte metaphysisch beständige Reinheit ohne das Ringen um den Anblick der höchsten und äußersten Ge-

setzlichkeiten und man darf nicht vergessen daß Stifter dieses Ringen nicht kannte.

II

Er kann nur auf der Grundlage des Visuellen schaffen. Das bedeutet jedoch nicht daß er nur Sichtbares wiedergibt denn als Künstler hat er Stil. Das Problem seines Stils ist nun wie er an allem die metaphysisch visuelle Sphäre erfaßt. Zunächst hängt mit dieser Grundeigentümlichkeit zusammen daß ihm jeglicher Sinn für Offenbarung fehlt, die *vernommen* werden muß, d. h. in der metaphysisch akustischen Sphäre liegt. Des ferneren erklärt sich in diesem Sinne der Grundzug seiner Schriften: die Ruhe. Ruhe ist nämlich die Abwesenheit zunächst und vor allem jeglicher akustischen Sensation.

Die Sprache wie sie bei Stifter die Personen sprechen ist ostentativ. Sie ist ein zur Schaustellen von Gefühlen und Gedanken in einem tauben Raum. Die Fähigkeit irgendwie „Erschütterung" darzustellen deren Ausdruck der Mensch primär in der Sprache sucht fehlt ihm absolut. Auf dieser Unfähigkeit beruht das Dämonische das seinen Schriften in mehr oder weniger hohem Grade eignet und seine offenbare Höhe dort erreicht wo er auf Schleichwegen sich vorwärtstastet weil er die naheliegende Erlösung in der befreienden Äußerung nicht finden kann. Er ist seelisch stumm, das heißt es fehlt seinem Wesen derjenige Kontakt mit dem Weltwesen, der Sprache, aus dem das Sprechen hervorgeht.[1]

[1] Die erste dieser Notizen ist seinem (verlorenen) Brief an Werner Kraft vom Sommer 1917 entnommen. Eine Abschrift daraus, die erhalten ist, weist nur wenige stilistische Änderungen auf.

70 *An Ernst Schoen*

[31. Juli 1918]

Lieber Herr Schoen,

ich danke Ihnen herzlich für Ihren Glückwunsch. Mein Geburtstag ist eine schöne Gelegenheit Ihnen wieder von

Büchern zu erzählen. Meine Frau beschenkte mich nämlich mit einer kleinen Bibliothek – nicht daß die Bücher in einem Schränkchen aufgestellt gewesen wären aber sie füllen eines. Vorher müssen Sie wissen daß ich nach Art eines wirklichen Büchersammlers mir – wenigstens – ein Spezialgebiet geschaffen habe. Dabei stand die Rücksicht auf das was ich schon hatte und auf das Erschwingliche an erster Stelle. Es ist ein Gebiet auf dem auch heute noch nicht allgemein gesammelt wird und auf dem also ein glücklicher Fund noch möglich ist (wie ich solchen in der Tat vor kurzem zu meiner unbeschreiblichen Freude gemacht habe.) Es sind alte Kinderbücher, Märchen und auch schöne Sagen. Der Stamm der Sammlung rührt von einem großen Raubzug her den ich noch gerade rechtzeitig in der Bibliothek meiner Mutter, meiner frühern Kinderbibliothek, gemacht habe. Diesmal habe ich also auch Märchen bekommen: die von Andersen in der relativ guten Ausgabe, die jetzt bei Kiepenheuer erschien, und Hauffs in einer Ausgabe seiner Werke aus der ich sie mir vielleicht gesondert binden lassen werde. Vor allem aber Brentanos in der seltenen Erstausgabe von 1846. Brentanos übrige Werke habe ich in der von seinem Bruder Christian herausgegebenen siebenbändigen Gesamtausgabe bekommen der einzigen bis auf die die gegenwärtig wie so viele andere bei Georg Müller ausgebrütet wird. Sie enthält bis auf die Märchen und den Godwi alles Wesentliche. Sodann erhielt ich die drei Bändchen „Bambocciaden" von dem romantischen Literaten und Sprachforscher Bernhardi, eines der seltensten wenn auch nicht der gesuchtesten romantischen Bücher das ich schon lange zu besitzen strebte. Ich kenne es noch nicht. Von Flaubert besitze ich nachdem ich diesmal Trois Contes und die Tentation erhielt nun bis auf Salambo, Carnet d'un fou (so heißt es wohl?) und Novembre alle Romane. – Eine gute Ausgabe von Eckermann, den Decamerone in der Inselausgabe, das erotische Werk von Aretin in einer französischen Übersetzung. Ferner ein kleines Baudelaire-Erinnerungsbuch das Anekdoten seines Lebens und sehr viele Bilder von ihm und von seinen Bekannten enthält. In einigen Jahren werde ich wissen was einige dieser Werke mir

bedeuten, bei manchen wird es vielleicht sehr lange brauchen. Zunächst kommen sie gleichsam in den Weinkeller, werden in der Bibliothek vergraben: ich berühre sie nicht. Unter anderm auch aus dem Grunde weil ich mit dem Gedanken eines Exils vertraut bin in einer Gegend wo ich auf meine Bibliothek angewiesen wäre, die ich dann kennen lernte. Nur den Andersen lese ich der mir Lust macht das Wesen der Sentimentalität zu ergründen. Der guten Sachen sind sehr wenige im Vergleich mit dem perversesten Zeug aber das Schlechte und Gute scheint bei ihm seltsam eng zusammenzuhängen.

Ich lese nach Möglichkeit die Bücher der Berner Bibliothek, die jedenfalls für meine Interessengebiete sehr unzulänglich ist. Gegenwärtig bin ich wieder bei Studien für meine Dissertation und zwar studiere ich die Kunsttheorie Goethes. Davon läßt sich brieflich nichts mitteilen, weil es zu weitschichtig ist, aber ich finde hier die wichtigsten Dinge. Natürlich ist das terra incognita. – Zufällig begegnete ich heute in meiner Lektüre für die Dissertation dem Buche einer Frau Luise Zurlinden[1]: Gedanken Platons in der deutschen Romantik. Das Grausen das einen überkommt wenn Frauen in diesen Dingen entscheidend mitreden wollen ist unbeschreiblich. Es ist die wahre Niedertracht. Übrigens ist überhaupt die Schätzung der Romantiker besonders der Brüder Schlegel und am meisten Wilhelms (der gewiß nicht so bedeutend wie Friedrich war) bezeichnend für die Schändlichkeit des literarwissenschaftlichen Prinzips. Wissenschaftlich unfruchtbar, ja unfruchtbarer als unsere Zeit waren gewiß manche; die Schamlosigkeit in der Wissenschaft ist aber modern. So gilt den heutigen Fachleuten die Übersetzung prinzipiell als eine inferiore Art der Produktivität (weil sie sich natürlich nicht wohl fühlen bis sie nicht alles nach den crudesten Maßstäben rubriziert haben) und demgemäß wagt man es bei der Leistung von Wilhelm Schlegels Übersetzungswerk von „Anempfindung" zu reden. Diese Tonart ist gang und gebe.

Die Frage nach dem Ergehen und meiner Beziehung zu den von Ihnen genannten Menschen kann ich (mit Ausnahme

Faulhorn (und wenn möglich auch gleich wieder hinunter) gehen.

Eine dämonologische Fakultät gibt es an der Universität[1] nicht. Wozu wäre denn sonst eine Akademie der Wissenschaften da? – In informierten Kreisen gilt als sicher daß der derzeitige Rektor zum Rector mirabilis auf Lebenszeit gewählt wird.

Dora grüßt mit mir.

Ihr Walter

[1] Die „Universität Muri", eine Phantasiegründung von Benjamin und Scholem, in Erinnerung an die dort gemeinsam verbrachten drei Monate. Beide verfaßten eifrig satirische „Akten der Universität", darunter ein Vorlesungsverzeichnis, Statuten der Akademie u. a. von W. B. und ein (1927 gedrucktes) „Lehrgedicht der Philosophischen Fakultät" von Scholem. W. B. zeichnete als Rektor, Scholem als „Pedell des Religionsphilosophischen Seminars". Titel aus dem Bibliothekskatalog und Rezensionen über die betreffenden Bücher zu erfinden, war noch Jahre hindurch eine Lieblingsbeschäftigung von W. B.

72 *An Ernst Schoen*

[8. November 1918]

Lieber Herr Schoen,

Jede Rücksicht die man im eignen Leben auf die Konvention nimmt, macht sich bis in die Ferne Vertrauten störend bemerkbar, nämlich wenn man diese Konvention nur als eine solche empfindet. So ist es mit dem Doktorexamen auf das ich mich vorbereite. In den letzten Monaten war ich von den Vorbereitungen zu meiner Dissertation in Anspruch genommen und vielleicht hat neben meinem Warten auch die beständige Arbeit ein wenig dabei mitgespielt daß Sie von mir fast so lange nichts gehört haben als ich von Ihnen. Auch in diesem Briefe wird Ihnen ein Reflex dieser Beschäftigung wahrnehmbar sein, denn ich habe nichts Wechselvolles zu berichten. Meine Lektüre ist fast ganz auf das zur Dissertation notwendige eingeschränkt gewesen. Umgang, wie Sie wissen,

sein, aber hoffentlich für kluge Leser bemerkbar. Die Arbeit behandelt den romantischen Begriff der Kritik (der Kunstkritik). Aus dem romantischen Begriff der Kritik ist der moderne Begriff derselben hervorgegangen; aber bei den Romantikern war „Kritik" ein ganz esoterischer Begriff* der auf mystischen Voraussetzungen beruhte was die Erkenntnis betrifft, und der was die Kunst angeht, die besten Einsichten der gleichzeitigen und spätern Dichter, einen neuen, in vieler Beziehung *unsern* Kunstbegriff in sich schließt. Meine Gedanken hierüber stehen in einem so genauen Zusammenhang daß ich unmöglich Ihnen schriftlich einen Begriff vom Ganzen durch einige Bemerkungen geben kann, so gern ich es täte. Vom eigentlichen Text ist noch nichts niedergeschrieben aber die Vorarbeit ist ziemlich weit vorgeschritten. Demnächst werde ich meinem Ordinarius den Plan mitteilen. Bis jetzt bin ich mit meiner Arbeit durch den Umstand gefördert worden, daß die Universität wegen der Epidemie geschlossen ist; doch wird sie wohl bald eröffnet werden. Die Beschaffung der Literatur stößt überall auf Hindernisse und was man bekommt ist qualvoll langweilig. Die Hauptwerke, Diltheys: Leben Schleiermachers und Hayms Romantische Schule, habe ich noch nicht gelesen und werde Ihnen vielleicht später davon berichten können.

Am folgenden Tage, 9. November 1918
Gestern erhielt ich nachdem ich das Vorstehende geschrieben hatte die Nachricht von der Ausrufung der bayerischen Republik. Da wegen eines vierundzwanzigstündigen Generalstreiks hier in der Schweiz (als Protest gegen militärische Einberufungen zur Abwehr revolutionärer Umtriebe) heute keine Zeitungen hier erscheinen kenne ich die Entwicklung die sich inzwischen vollzogen hat nicht. Jedenfalls werden die Aufträge für die Auktion wohl hinfällig sein, da sie kaum stattfinden wird.
[...]

---

* Deren sie mehrere gehabt haben, vielleicht aber keinen so verborgenen.

dem Gange den Mut nicht verlieren werden dessen bin ich gewiß. Den Menschen wie Sie und ich stehen nach der Änderung der deutschen Verhältnisse wohl keine andern Wege offen als vorher. Äußerlich haben sich meine Lebensumstände verschlechtert und ich hatte in der längeren Zeit in der ich Ihnen nicht schrieb vielerlei zu bedenken und manche Aufregungen.

[...]

Einiges Schöne habe ich gelesen. Besonders nenne ich Ihnen den „Zauberer" von Gogol, dessen Stoff (einer der größten epischen und zum Epos prädestinierten) freilich noch über der (guten) Behandlung steht. – Neulich waren wir zum „Siegfried" von Wagner eingeladen und flugs las ich darauf Nietzsches „der Fall Wagner" um von der Einfachheit und Weitsichtigkeit des Gesagten ganz überrascht zu sein. Die zweite Wagnerschrift (Nietzsche contra Wagner) kenne ich noch nicht, aber diese erste hat mich begeistert, was ich, aufs Ganze blickend, nicht von allen Schriften Nietzsches die ich kenne sagen kann. Das neue Buch des Berliner Sinologen De Groot „Universismus" [1] habe ich gelesen. So wie schon der Titel, mit dem Unterfangen einer vieltausendjährigen Religion einen selbst erfundenen Titel zu geben, zeugt auch der Text von völliger Blicklosigkeit, Rückständigkeit, Unbekanntschaft mit den neuen Fragestellungen der mythologischen Wissenschaft. Da dieser Mann ein völliger Kenner ist (soweit nach dem Buch und dem wissenschaftlichen Ruf zu urteilen ist) so kann man sagen, daß das alte China diesen Mann sich völlig versklavt hat und ihn geistig unerbittlich gefesselt hält. Natürlich erfährt man bei der Lektüre *sehr viel* Wissenswertes. – Kennen Sie Dostojewskis „Doppelgänger"? Diesen habe ich jetzt zum zweiten Mal gelesen und es würde sich verlohnen einmal ausführlicher über das Buch zu reden. Jetzt lese ich – ganz Auge und Ohr – zum ersten Male den zweiten Teil des Faust.

Im April des vorigen Jahres schrieben Sie mir, wie Stifters „altes Siegel" Sie stark bewegt habe ohne einen ganz klaren Eindruck zu hinterlassen. Ich habe es nun gelesen und empöre mich dagegen wie gegen Weniges bei Stifter. Die Zei-

Bitte antworten Sie mir auf beides. Wann bringen Sie den Molitor? Warum Sind Sie heute nicht gekommen?

Herzliche Grüße Ihr Walter

1 Kurt Goldstein (1878–1965) war mit Scholem in Heidelberg 1916 zusammengetroffen.

75 An Ernst Schoen

7. April 1919

Lieber Herr Schoen,

[...]

Vor einigen Tagen habe ich die Rohschrift meiner Dissertation abgeschlossen. Was sie sein sollte ist sie geworden: ein Hinweis auf die durchaus in der Literatur unbekannte wahre Natur der Romantik – auch nur mittelbar das weil ich an das Zentrum der Romantik, den Messianismus – ich habe nur die Kunstanschauung behandelt – ebenso wenig wie an irgend etwas anderes, das mir höchst gegenwärtig ist herangehen durfte, ohne mir die Möglichkeit der verlangten komplizierten und konventionellen wissenschaftlichen Haltung, die ich von der echten unterscheide, abzuschneiden. Nur: daß man diesen Sachverhalt von innen heraus ihr entnehmen könne möchte ich in dieser Arbeit erreicht haben.

Ich will nach dem Examen Sprachen lernen, wie Sie wissen – den europäischen Kreis im Rücken haben. Es würde mir schwer von Europa nicht in Italien Abschied zu nehmen. Von der Zukunft erwarte ich, wie es mir innerlich und äußerlich ermöglicht werde, Europa zu verlassen.[1] Beides hängt durchaus zusammen und liegt manchmal schwer auf mir: denn als Gewaltakt kann ich es nicht vollziehen; als Notwendigkeit aber sehe ich es vor mir.

Meine Frau, ich und das Kind grüßen Sie aufs herzlichste

Ihr Walter Benjamin

1 Scholem war entschlossen, nach Palästina zu gehen; W. B. und seine Frau erwogen den Gedanken oft, vgl. den Brief vom 20. November 1919 an Hüne Caro, Nr. 83.

Ernährung und andere tägliche Widernisse gefeit. Uns bestürmen diese hier stark, vereint mit einem andauernden schwülen regenschweren Westwind. Das Kind wird, ohne daß sich sein Zustand verschlimmert, nicht gesund. Meine Frau leidet unter schwersten monatelang gehäuften Anstrengungen, auf die sie die erhoffte Erholung jetzt nun nicht findet, schwer; Blutarmut und schlimme Gewichtsabnahme. Ich selbst bin im Verlauf der letzten sechs Monate lärmkrank geworden und bedürfte zur Arbeit eines Kabinetts mit lederbezognen Wänden und schweren Doppeltüren (eine rabiate Wunschphantasie!). Daher habe ich an wichtige Arbeiten, die ihrer Notwendigkeit und zum Teil auch ihrem Inhalt nach klar vor mir stehen, noch nicht gehen können. In den letzten Tagen habe ich mich wieder den Baudelaire-Übersetzungen zugewandt. Gern würde ich einige von ihnen einmal zur Probe in gutem Druck in einer Zeitschrift vor mir sehen, ein Wunsch den ich mir gelegentlich vielleicht erfüllen kann. Übrigens aber sind die wichtigen Arbeiten die meine Zeit nun schon des längern vergebens fordern Kritiken.

Wir beabsichtigen Stefan so bald als möglich zu meinen Schwiegereltern zu schicken um dann noch eine Zeit hier uns in reiner Stimmung zu erholen. Seit ich hier bin, lese ich nur Französisches. Mich hat ein großes Verlangen gefaßt in die gegenwärtige französische Geistesbewegung, ohne doch je das Bewußtsein des Zuschauers zu verlieren, einzutauchen. Ich lese wahllos, nur um Fühlung zu bekommen; desto dankbarer wäre ich Ihnen für Fingerzeige. Zuerst las ich die anerkennenswerte Baudelaire-Biographie von Crépet; Muster einer rein biographischen Darstellung. Sie öffnet den Blick dafür, wie völlig transzendent (noch in anderer Weise als es sonst zutrifft) dieses Werk das Leben des Mannes überragt. Dann einen maßlosen Schund von Paul et Victor Margueritte. Ferner Farrère: Fumée d'opium. Sie sehen, wahllos wie es mir nach äußern Umständen in die Hand fällt. Aber das ist eine Zeit lang nötig um dann Einsichten und Hinweise (um die Sie nochmals gebeten sind) desto verständiger aufzunehmen. Ich halte die „Nouvelle Revue Française". Hier hat für mich Vieles, dessen Analogon im Deutschen mir vielleicht bis

zur Fadheit durchschaubar wäre, noch eine Dichtigkeit, ein gefärbtes Dunkel, in dessen Klärung ich weiter komme. Ich glaube, Zeitschriften haben überhaupt fast nur für den Ausländer Wert – nach welcher Praxis übrigens Goethe verfahren ist. Außerdem aber hoffe ich auch unmittelbar substanziell Wertvolles zu finden. So veröffentlicht jetzt die Revue teilweise Péguy's hinterlassenen Essay über Descartes. Endlich lese ich mit größtem Interesse aus klarem Unbeteiligtsein, was Männer wie Gide über Deutschland sagen. Ich glaube eine erfreuliche Loyalität bei diesem Kreise zu finden, sehe aber darin noch nicht klar. Hier ist für mich noch Contakt mit irgend einer Fiber „Gegenwart" den ich Deutschem gegenüber kaum mehr erlange. – Kennen Sie vielleicht die neuen Sachen von Jammes zufällig?

Angesichts Ihres neuen Verhältnisses habe ich sogleich eine kleine Proposition, von der es mich freuen sollte, wenn für die Beteiligten, vor allem für Sie, etwas Gutes herauskäme. Der Name von Frau Emmy Hennings, mit der wir in Bern einigen Umgang hatten[1], wird Ihnen bekannt sein. Deren dreizehnjährige Tochter Annemarie malt seit zwei oder drei Jahren. Ich halte ihre Bilder fast alle für dokumentarisch höchst interessant. Ihr Interesse ist noch im mindesten Falle das, was wir an der exakten Nacherzählung von Träumen oder der genauesten Darstellung irgend einer augenblicklichen innern Disposition eines Menschen nehmen. Das macht zwar nichts weniger als einen Kunstwert aus, berührt sich aber dafür recht genau mit der bessern Masse des Expressionismus, der auch nichts anderes, wie ich meine, ist (– und von der ich allerdings jedenfalls drei große Maler, als Künstler, ausnehme: Chagall, Klee, Kandinski –). Damit will ich sagen daß diese Bilder, deren Gegenstand meist das Zusammensein von Menschen, sei es mit Dämonen, sei es mit Engeln ist, auf ein höchst lebendiges Interesse gegenwärtig mit Sicherheit rechnen können, wenn ich eine einigermaßen zutreffende Vorstellung von der Richtung und Sensationslust des Berliner Publikums habe. Dazu kommt ferner erstens der Name der Mutter der unter den Literaten völlig bekannt ist, zweitens die Tatsache, daß Bilder des Kindes mit anderen

plar der Zeitschrift Remarques die er in 12 Heften als Herausgeber und alleiniger Mitarbeiter während des Krieges drucken ließ. Ein Kelim, den ich bekam, macht das Zimmer sehr schön. Dazu ein persisches Kissen.

Für mich selbst war der Abschluß des Studiums im Doktor-Examen kein Problem. Die Rücksicht auf meine Familie forderte ihn. Bei Ihnen liegt es wohl nicht so. Aber kann man ohne Student zu sein, in Deutschland die Bibliotheken auch nur in den – Studierenden gesteckten – engen Grenzen benutzen? Ich weiß es nicht. Und schon um dieses Vorteils willen wäre, wenn er sonst nicht zu erlangen, das Abiturium in Betracht zu ziehen. Ob bloße gesellschaftliche und Broterwerbsgründe außerdem für Sie diesen Titel notwendig machen vermag ich nicht zu beurteilen. Ist nicht die heutige Gesellschaft – und also auch ihr Codex – sehr unstabil? Denken Sie übrigens irgendwie an eine Dozentur?

„Erlebnis und Dichtung" habe ich niemals ganz gelesen. Genau nur den Hölderlin-Aufsatz, als ich noch auf der Schule war und bei Tonndorf jenen Vortrag über Hölderlin hielt, von dem ich nicht weiß, ob Sie ihn auch gehört haben. Da bin ich gar nicht geneigt, am fruchtlosen Lesen Ihnen die Schuld zu geben. Ich mußte fürs Examen sehr genau Diltheys Arbeit „Ideen zu einer beschreibenden und zergliedernden Psychologie" lesen und fand sie gänzlich vergeblich. Das Wesentlichste von ihm werden die großen Abhandlungen über „Weltanschauung und Analyse des Menschen im 15ten und 16ten Jahrhundert" sein, in die ich jedoch bisher nur flüchtig blicken konnte. Doch dürfte es sein, daß es eines so eminenten Wissens bedarf, um ihn mit der nötigen Kontrolle und Übersicht zu lesen, daß aus diesem Wissen heraus mancher Wichtigeres zu sagen fände. – Dies ist eine Vermutung auf Grund meiner minimalen Kenntnis.

[...]

Mit den herzlichsten Wünschen, auch herzlichen Dank für Ihren Glückwunsch

Ihr Walter Benjamin

1 Emmy Hennings und Hugo Ball wohnten im Nachbarhaus.

81 An Gerhard Scholem

Klosters, 15. IX. 1919

Lieber Gerhard,

durch eine gewisse Beengtheit die dem noch immer nicht weichen wollenden Mißgeschick und sehr ungewissen Zukunftsaussichten zuzuschreiben ist, bin ich nicht in der Lage, mit diesem Blatt unsern Briefwechsel eigentlich zu eröffnen[1], sondern möchte eben mit ihm Ihnen das vorschlagen. Ich selbst habe an Sie nur eine Anfrage ob Sie mir etwa über ein zahlentheoretisches Problem, das im Zenith einer kummervollen Nacht mir aufstieg, einiges Aufklärende zu sagen vermöchten.

[...]

Ich lese seit einer Woche intensiv das Buch von [Ernst] Bloch[2] und werde vielleicht, was daran zu loben ist, ihm (dem Manne, nicht dem Buche) zulieb öffentlich hervorheben. Leider ist durchaus nicht alles zu billigen, ja es kommt manchmal Ungeduld über mich. Er selbst hat das Buch sicher schon überholt. Ich las wieder einiges von Péguy. Hier fühle ich mich unglaublich verwandt angesprochen. Vielleicht darf ich sagen: *nichts* geschriebenes hat mich jemals so aus der Nähe aus dem Miteinander berührt. Gewiß hat mich vieles mehr erschüttert; nicht aus Erhabenheit sondern aus Verwandtschaft rührt mich dies an. Ungeheure Melancholie gemeistert.

Aus dem Sohar zitiert Bloch[3]: „Wisse, daß es einen doppelten Blick für alle Welten gibt. Der eine zeigt ihr Äußeres, nämlich die allgemeinen Gesetze der Welten nach ihrer äußeren Form. Der andere zeigt das innere Wesen der Welten, nämlich den Inbegriff der Menschenseelen. Demzufolge gibt es auch zwei Grade des Tuns, die Werke und die Ordnungen des Gebets; die Werke sind um die Welten zu vervollkommnen in Hinsicht ihres Äußern, die Gebete aber um die eine Welt in der andern enthalten zu machen und sie zu erheben nach oben." Nichts las ich jemals über das Gebet, das einleuchtend gewesen wäre[4], als dies.

Wie geht es Ihnen dort? Bitte schreiben Sie mir.
Unsere herzlichsten Grüße Ihr Walter

1 Scholem war Anfang September nach Deutschland zurückgekehrt.
2 „Geist der Utopie". Bloch und W. B. hatten sich 1918 in Bern kennengelernt.
3 Am Schluß des Buches. Der Satz (bei Molitor zuerst mitgeteilt) stammt nicht aus dem Sohar, sondern einem Werk der Kabbalisten von Safed.
4 Bei der sonst so spärlichen Kommasetzung dieser frühen Briefe beweist diese Interpunktion, daß nicht etwa „einleuchtender" zu emendieren ist.

82 *An Ernst Schoen*

Klosters, 19. September 1919

Lieber Herr Schoen,

es wäre sehr traurig, wenn mein letzter Brief an Sie – vom Juli – verloren gegangen wäre. Er enthielt Antworten auf Ihre mancherlei Fragen: den Besuch in der Schweiz, die Angelegenheit der Kunsthandlung, und berichtete Ihnen auch einiges von mir. Oder was ist sonst der Grund Ihres Schweigens? Ich hoffe nicht, daß irgend eine ungünstige Veränderung in Ihren Lebensumständen eingetreten ist, oder daß es Ihnen „einfach" schlecht geht.

Jedenfalls soll nichts mich abhalten, Ihnen wieder einige Worte von mir zu sagen, selbst das nicht, daß noch immer nichts Erfreuliches zu berichten gelingen will. Es ist mit der Zeit fast wie eine Schuld an die Menschen, denen man immer nur schlechte Nachrichten von den eignen Lebensumständen gibt. Innen aber sieht es heller aus und deshalb will ich davon beginnen. Ich habe viel für mich nachgedacht und dabei Gedanken gefaßt, die so klar sind, daß ich hoffe, sie bald niederlegen zu können. Sie betreffen Politik. In vieler Beziehung – nicht allein in dieser – kommt mir dabei das Buch eines Bekannten zu statten, welcher der einzige Mensch von Bedeutung ist, den ich in der Schweiz bisher kennen lernte. Mehr

als sein Buch noch sein Umgang, da seine Gespräche so oft gegen meine Ablehnung *jeder* heutigen politischen Tendenz sich richteten, daß sie mich endlich zur Vertiefung in diese Sache nötigten, die sich wie ich hoffe gelohnt hat. Von meinen Gedanken kann ich noch nichts verlauten lassen. Das Buch heißt „Geist der Utopie" von Ernst Bloch. Ungeheure Mängel liegen zu Tage. Dennoch verdanke ich dem Buch Wesentliches und zehnfach besser als sein Buch ist der Verfasser. Es mag Ihnen genügen, zu hören, daß dies doch das einzige Buch ist, an dem ich mich als an einer wahrhaft gleichzeitigen und zeitgenössischen Äußerung messen kann. *Denn:* der Verfasser steht allein und steht philosophisch für diese Sache ein, während fast alles, was wir, von Gleichzeitigen, heute, philosophisch Gedachtes, lesen sich anlehnt, sich vermischt und nirgends an dem Punkte seiner Verantwortung zu fassen ist, sondern höchstens auf den Ursprung des Übels hin führt, das es selbst repräsentiert.

Einige wenige gute Bücher habe ich gelesen. Ob Sie unter diesen eines, nämlich La porte étroite von Gide kennen, würde mich besonders interessieren. Ihr Urteil? Ich bewundere an ihm die ernste, wunderbare Bewegtheit, es enthält „Bewegung" im höchsten Sinne, wie wenige Bücher, fast wie „der Idiot".[1] Sein jüdischer[2] Ernst spricht mich verwandt an. Und dann erscheint dennoch das Ganze gebrochen, wie in einem trüben Mittel, im *Stofflichen* eines engen, christlich-asketischen Geschehens im Vordergrunde, welches tausendfach lebendig überragt wird von der Intention des Innern, und so im Grunde unlebendig verharrt. Ferner habe ich die paradis artificiels von Baudelaire gelesen. Es ist ein ganz schüchterner, unorientierter Versuch, den „psychologischen" Phänomenen, die sich im Haschisch- oder Opiumrausch zeigen, das, was sie philosophisch lehren, abzuhören und diesen Versuch wird man, unabhängig von jenem Buch, wiederholen müssen.[3] Aber worin seine Schönheit und sein Wert beruht, das ist die Kindlichkeit und Reinheit des Verfassers, die aus diesem Werk deutlicher strahlt als aus den übrigen. – Sehr schön, wegen seiner menschlichen Wärme und adeligen Distanz, die sich in fünfundzwanzig Jahren gleich bleiben,

ist Goethes Briefwechsel mit dem Grafen Reinhardt, französischen Gesandten in Deutschland. Man gewahrt im Verkehr sehr ungleicher, an Bedeutung völlig ungleicher Menschen von beiden Seiten eine erstaunliche, höchst edle und unbeirrbare Sicherheit des Tones mit dem sie von einander und zu einander reden. An das Thema: Briefwechsel, ließen sich verschiedene Digressionen anschließen. Erstens darüber, wie sehr diese unterschätzt werden, weil sie auf den völlig schiefen Begriff des Werkes und der Autorschaft bezogen werden, während sie dem Bezirk des „Zeugnisses" angehören, dessen Beziehung auf ein Subjekt so bedeutungslos ist wie die Beziehung irgendeines pragmatisch-historischen Zeugnisses (Inschrift) auf die Person seines Urhebers. Die „Zeugnisse" gehören zur Geschichte des *Fortlebens* eines Menschen und eben, wie in das Leben das Fortleben mit seiner eignen Geschichte hineinragt, läßt sich am Briefwechsel studieren. Für die Nachkommenden verdichtet sich der Brief*wechsel* eigentümlich (während der *einzelne* Brief mit Beziehung auf seinen Urheber an Leben einbüßen kann): die Briefe wie man sie hintereinander in den kürzesten Abständen liest, verändern sich objektiv, aus ihrem eignen Leben. Sie leben in einem andern Rhythmus als zur Zeit da die Empfänger lebten, und auch sonst verändern sie sich. – Eine zweite Reflexion, die sich aufdrängt: heute verlieren schon viele Leute den Sinn für Briefwechsel. Man gibt sinnloserweise Briefe *von* irgend jemandem heraus. Während Mitte des vorigen Jahrhunderts, als man sinngemäß wichtige Briefwechsel edierte, wie z. B. den genannten oder den zwischen Goethe und Knebel (den ich auch besitze), die Leute keine Anmerkungen lieferten, wodurch diese Dokumente soviel und in der Art Leben verlieren, wie ein Mensch durch einen Aderlaß. Sie werden blaß. Nun legt man diese Bücher aber nicht neu auf, bezw. gibt sie nicht neu heraus, weil sie nun einmal da sind, und so erwarten sie noch immer die Zeit, wo sie zu ihrem Recht kommen. – Die wichtigste literarische Bekanntschaft, von der ich Ihnen wohl schon schrieb und die ich noch sehr zu vertiefen haben werde, ist die durch die Nouvelle Revue Française vermittelte von Charles Péguy. Aber davon ein

andermal. Am Besten mündlich. Es wäre sehr zu wünschen, daß wir uns wiedersehen. Aber an eine Reise nach Deutschland kann ich gegenwärtig kaum denken. Wäre Ihnen im Laufe des Winters ein Besuch in Österreich, wo ich, wenn nicht meine Bücher, so doch meine Manuscripte zu haben hoffe, möglich? Wann werde ich nur wieder von Ihnen hören? Ich wäre für jede Nachricht dankbar.

[...]

Wir beide grüßen Sie herzlichst

Ihr Walter Benjamin

1 Damals schrieb W. B. die in Schriften II S. 271–273 gedruckte Kritik, die diese Gedanken ausführt.

2 W. B. benutzt das Wort hier als kategoriale Bezeichnung. Er wußte, daß Gide kein Jude war.

3 W. B. hat sich mit diesen Phänomenen noch Jahre später befaßt, als er sich zu Versuchen eines ihm bekannten Arztes, Dr. Ernst Joël, auf diesem Gebiet zur Verfügung stellte.

83 *An Hüne Caro*

[Breitenstein, etwa 20. Nov. 1919]

Lieber Hüne Caro,

Ihnen will ich auf Ihren Brief gleich ein Wort schreiben, trotzdem zur Zeit meine Korrespondenz ruht, weil ich nicht einmal meine Schreibmappe bei mir habe. Ihr Brief erreichte mich in Österreich, wo meine Tante drei Stunden von Wien ein Erholungsheim besitzt, dort sind wir jetzt alle. Meine Frau freilich gegenwärtig in Wien, wo sie sich bemüht unser Gepäck zu erhalten . . .

Wir sind kaum in der Lage, unser Vorhaben für die nächste Zukunft anzugeben. Das einzig gewisse ist, daß ich meine Studien zu einer Habilitationsschrift so bald wie möglich beginne[1]; und jedenfalls kehre ich im Frühjahr in die Schweiz zurück, jedoch – auf wie lange? ob mit meiner Frau? und mit dem Kind? Das alles weiß ich selbst noch nicht. – Werden

Sie eigentlich nach Palästina gehen?[2] Unter gewissen, garnicht unmöglichen Voraussetzungen, bin ich dazu bereit, um nicht zu sagen entschlossen. Hier in Österreich sprechen die Juden (die anständigen, die nicht verdienen) von nichts anderem.

Was werden Sie tun, wenn Sie die Schweiz verlassen? Ist Ihre Frau Mutter auch dort, oder sind Sie allein. Ich kann mir den Zwiespalt denken, in dem Sie sind entweder in der Schweiz ein bitteres Brot zu verdienen oder in Deutschland sich die Brocken auf der Straße zusammen zu suchen. Die Frage wird vielleicht auch für uns gelten. Dem Kinde geht es gut, meiner Frau nicht. Unser Sommer hat uns durch neue Krankheit und durch einen gänzlich überraschenden Besuch meiner Eltern[3] manche schweren Wochen gebracht; zuletzt doch einige sehr schöne in Lugano.

Hier oben bleiben wir noch ein paar Wochen, dann gehts wahrscheinlich nach Wien.

Gern würde ich wieder mit Ihnen sprechen. Aber nach Österreich werden Sie sich wohl keinesfalls wenden; einladen darf man niemanden.

Herzlichst grüße ich Sie, auch von meiner Frau

Ihr Walter Benjamin

1 Herbertz hatte W. B. die Habilitation für Philosophie in Bern angeboten, die durch die Inflation sich schon 1920 als unrealisierbar erwies.
2 Caro ging in der Tat später nach Palästina.
3 In Iseltwald.

84 An Gerhard Scholem

Breitenstein, 23. November 1919

Lieber Gerhard,

große Freude über Ihren Brief, und mancherlei zu sagen um unsere Gedanken wieder in Kontakt zu bringen! Natürlich fühle ich wenn ich Ihnen schreibe besonders, daß es bei mir im pflanzlichen Sinne winterlich aussieht: im buchstäblichen

würde mich alles interessieren was Sie mir über Lehmann[7] und das, was man bei ihm treibt, etwa mitteilen. Ich wundere mich, daß er noch geistig gesund ist. Seine moralische Person darf wohl nicht allzu hoch eingeschätzt werden. Liest er wieder in seiner Wohnung? Die Frage wird nun für mich wichtig, wie hoch Ihr Vater den Druckpreis meiner Dissertation veranschlagen würde. Die Daten, die hoffentlich ausreichen gebe ich auf einem besondern Zettel, wenn nötig würde ich eine Schreibmaschinen-Seite einsenden. (Francke wird die Sache vermutlich verlegen. Doch muß ich natürlich den Druck zahlen.) Ich lege keinen Wert auf besonders große Type, im Gegenteil es kann so klein es anständig ist, gedruckt werden. Dagegen gutes Papier (kein Glacépapier). Fractur ziehe ich, besonders bei kleinem Druck der Antiqua vor. – Ich denke Francke wird einverstanden sein, 1000–1200 Exemplare drucken zu lassen. [...]

Nun entschuldigen Sie bitte noch die Schrift. Ich habe größtenteils im Liegen geschrieben. Wenn Sie mir etwas von Bäumker[8] erzählen, interessiert mich das sehr. Kommt bald etwas Neues von Agnon (Übersetztes) heraus?

Für heute nur noch unsere herzlichsten Grüße

Ihr Walter

1 Professor Leon Kellner, Anglist und Herausgeber der Schriften und Tagebücher Theodor Herzls.
2 Es war Scholems Hochzeitsgeschenk für W. B. gewesen.
3 Ein weiteres Buch von Scheerbart: Rakkox der Billionär.
4 Von Robert Eisler (1909), mit dem Sch. bekannt geworden war.
5 Traf nicht zu.
6 Schriften, Bd. I, S. 31–39.
7 Der Amerkanist Walter Lehmann, der damals Maya-Hymnen interpretierte.
8 Clemens Bäumker, eine große Leuchte in mittelalterlicher Philosophie, bei dem Sch. zu doktorieren plante.

schreiben. Hoffentlich ist inzwischen auch die Ruhe gekommen die Ihnen für die eigne Arbeit Muße läßt. Was Sie von dieser andeuten, erfüllt mich mit Spannung. Zunächst selbstverständlich als Äußerung Ihrer Gedanken; daneben noch aus einem andern Gesichtspunkt. Mich interessiert nämlich sehr das Prinzip der großen literarisch-kritischen Arbeit: das gesamte Feld zwischen Kunst und der eigentlichen Philosophie, als welche ich nur das mindestens virtuell systematische Denken bezeichne. Es muß ja ein ganz ursprüngliches Prinzip einer literarischen Gattung geben, der so große Werke angehören wie Petrarkas Dialog über die Weltverachtung oder die Aphorismen Nietzsches oder die Werke Péguys. An diesen letzten einerseits und andererseits an dem Werden und Ringen eines jungen Menschen meiner Bekanntschaft ist mir diese Frage nun vor Augen gerückt worden. Außerdem werde ich mir eines ursprünglichen Grundes und Wertes der Kritik auch in meinen eignen Arbeiten bewußt. Die Kunstkritik, deren Grundlage mich in diesem Sinne beschäftigt, ist nur ein Ausschnitt aus dem großen Gebiete.

Hier bringe ich nicht viel zustande. Teils wegen der Umgebung von welcher ich mich, weniger äußerlich als innerlich, leider nicht ganz zu isolieren vermag; vielmehr aber, weil die Wiener Bibliothek mich gänzlich im Stich läßt. Auf sie hatte ich gerechnet als ich in begründetem Mißtrauen in die Transportverhältnisse meine wissenschaftlichen Bücher mit den andern in Bern ließ. Nun habe ich die einzige Arbeit hinter mich gebracht, die ich hier angriff, die Kritik vom „Geist der Utopie", welche Sie, vielleicht nicht ganz ohne die Ironie welche ich in Ihren Worten suchte, weil sie mir gefällt, in Ihrem Brief erwähnen. Sollten Sie nicht gefühlt, ja gemeint haben, daß eben an der Fülle, der Mühelosigkeit in vielen seiner Darlegungen das Buch mißtrauisch macht? Meine Kritik werden Sie hoffentlich in absehbarer Zeit gedruckt finden[1]: höchst ausführlich, höchst akademisch, höchst entschieden lobend, höchst esoterisch tadelnd. Ich habe sie – hoffentlich – dem Verfasser, der mich darum sehr bat, zu Dank geschrieben. Ich tat es weil mich mit ihm eine Neigung verbindet,

deren Grund ich auch in einigen zentralen Gedanken seines Buches wiederfinde, so wenig es auch ein reines Medium unserer Beziehung ist. Denn meinen eignen Überzeugungen entspricht es zwar in einigen wichtigen Darlegungen, wie gesagt, nirgends aber meiner Idee der Philosophie. Zu ihr verhält es [sich] diametral entgegengesetzt. Aber der Autor steht, mehr als er es weiß, über dem Buch. Ob es ihm gelingen wird, in diesem Sinne sich philosophisch auszusprechen, ist die entscheidende Frage für ihn. In diesem Buche ist der Gehalt vom Bedürfnis sich auszusprechen überall getrübt. Deshalb möchte ich, so sehr ich für seinen Autor einstehe, daß es sich nirgends zwischen mich und Menschen die mir nahestehen drängt. Was ich positiv diesem Buche verdanke, werden Sie aus der Kritik ersehen, auch in welchem Sinne mein Denken sich schließlich von ihm entfernt. Dieses Referat war eine Arbeit, die drei Monate Vorbereitung erforderte. So schwer fiel es mir, die Sache völlig zu durchdringen.

In den letzten zwei Wochen habe ich eines der herrlichsten Bücher gelesen: die Chartreuse de Parme von Stendhal. Hoffentlich kennen Sie es oder lesen Sie es so bald wie möglich. – Haben Sie von Odillon [sic] Redon, einem französischen Maler aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gehört? Und was wissen Sie von ihm. Mir begegnete das Corpus seiner Radierungen oder Zeichnungen in Nachbildungen zu einem unerschwinglichen Preise bei einem Wiener Antiquar. Mir schienen die Sachen teilweise von ganz großer bizarrer Schönheit und besser wie fast alles von Kubin, dabei aber diesem ein wenig verwandt.

Ende dieses Monats oder Anfang des nächsten werden wir wirklich nach Berlin kommen, eine Reise bei der die Begegnung mit Ihnen, Jula, Alfred und wenigen andern der einzige Lichtpunkt ist. Wir werden nichts weiter bringen als uns selbst, von allem womit wir in den letzten Jahren uns um unsert- und unsrer Freunde willen umgaben getrennt. Wie sehr wir uns dennoch freuen, brauche ich nicht zu sagen. – Sie werden endlich der Verwahrung meiner Papiere, für die ich Ihnen schon hier von Herzen danke, überhoben sein. – Ich habe vor in Berlin, wenn Heinles Bruder mit den Manuscrip-

die neun Zeilen des Schlusses. Ihren Inhalt gebe ich hier nicht wieder; Sie werden sie lesen, wir werden darüber sprechen. Er ist wichtig. Die neun Zeilen des Schlusses gelten demnach einer Ablehnung des Buches in seinen Erkenntnisprämissen, einer, verhaltenen, Ablehnung en bloc. Die eigentliche Kritik umfaßt also nur ein ausführliches und nach Möglichkeit lobendes Referat über die einzelnen Gedankengänge. Die Möglichkeit des ehrlichen Lobes fehlt, wie Sie richtig vermuten, durchaus nicht immer. – Aber freilich: mein philosophisches *Denken* hat mit diesem nichts gemein. Damit lege ich Ihnen die zweite Frage in den Mund: warum kritisiere ich es, warum habe ich mir die (N B enorme, monatelang vorbereitete) Arbeit dieser Kritik gemacht? Genauer: warum habe ich der Bitte des Autors – hoffentlich doch ihm zu Dank (er kennt das Referat noch nicht) entsprochen? Um dessentwillen, was ich an ihm mehr als an seinem Werke (in dem es demnach nicht durchaus fehlt) schätze, um einer Hoffnung willen, die ich an seine Entwicklung schließe. In diesem Buch hat er etwas Schnellfertiges, Überfertiges gegeben. Aber ich finde in unsern Gesprächen, die wir in Interlaken hatten, soviel Wärme, soviel Möglichkeiten mich auszusprechen, verständlich zu machen, verstanden zu werden, daß ich das Opfer dieser Kritik meiner Hoffnung bringe.

Wenn Sie mir die erbetenen Literaturangaben durch Bäumker verschaffen, erweisen Sie mir einen sehr großen Dienst. Von Heideggers Buch wußte ich nichts.[1] Dagegen ist (ich glaube von Frey?) eine Monographie über die Sprachlogik des Duns Scotus vorgemerkt; die genauen Daten habe ich in Wien. Hier hat es seit Beendigung der Kritik mit Arbeiten, mangels aller Hilfsmittel gehapert. Kein französisches Lexikon, daher konnte ich nur zwei kleinere Baudelaire-Gedichte übersetzen. So bin ich ganz auf mich allein angewiesen und entwerfe jetzt einen Aufsatz mit dem anmutigen Titel „Es gibt keine geistigen Arbeiter".[2]

[. . .]

Wir verlassen Breitenstein vermutlich in drei Tagen und sind bis Ende Februar in Wien bei Prof. Kellner Wien XVIII Messerschmiedgasse 28, später bei meinen Eltern. [. . .] Die

Münchner Pläne sind wieder ins Wanken geraten, weil wir von Hause die kategorische Vorschrift bekommen, bei meinen Eltern von jetzt ab zu leben, da die schlechten Vermögensverhältnisse meines Vaters ihm nicht gestatten uns ausreichend zu unterstützen um außerhalb des Hauses leben zu können. Natürlich können wir darauf unter gar keinen Umständen eingehen, aber unsere Verhältnisse gestalten sich sehr schwierig. Vielleicht wird Dora allein einige Monate in die Schweiz gehen, um dort Ersparnisse in Franken zu machen, die wir dann in Deutschland verwenden könnten. Sie würde also eine Stelle annehmen. Es wäre uns sehr erwünscht, Daten über die bayrischen Preisverhältnisse zu erhalten, vor allem, was Pension auf dem Lande durchschnittlich kostet. – Unter allen Umständen werde ich versuchen in Bern die venia zu erhalten, um, wenn ich dort von ihr keinen längeren Gebrauch machen kann, ihre Übertragung an eine deutsche Universität zu versuchen. Wir sehen unter solchen Umständen dem Berliner Aufenthalt nicht heiter entgegen.

Eine fernere Frage ist, wann wir Sie sehen werden, wenn wir im Frühjahr nicht nach Bayern kommen? Es wäre Dora und mir sehr schmerzlich darauf verzichten zu müssen und wir würden Sie sehr schön bitten, ob Sie im schlimmsten Falle nicht sogleich nach Schluß des Wintersemesters – also doch wohl um Ostern – auf einige Zeit nach Berlin kommen könnten?

In der letzten Zeit haben wir uns hier sehr erholt und Dora geht es, trotzdem sie nicht gut schläft, zu meiner großen Freude besser als seit langem.

Wie alt ist die Braut von Werner Kraft? Wird er Anfang März noch in Berlin sein? In der Tat, sein letzter Brief an mich war munterer. Dennoch haben wir, nur aus den abgerissensten Nachrichten informiert, doch ebensowenig wie Sie uns über ihn beruhigt fühlen können. [. . .]

Also werden Sie vielleicht bei Bäumker promovieren? Wann ungefähr? Ein Doktor bei ihm ist doch wohl recht ansehnlich. Nicht so, wie . . . Sollten Sie über „Schöpferische Indifferenz" noch irgend etwas Abschließendes mitzuteilen haben, so enthalten Sie es mir bitte nicht vor.

auf ein, mir freilich nie zu Gesicht gekommenes, Buch „Klage der Natur“ [1] hingewiesen?

Max Strauss [2] habe ich in Wien nicht gesehen. Karl Kraus haben wir gehört, über dessen Veränderung gegen früher manches zu sagen wäre – nichts aber dagegen. Herzlichen Dank für Ihre ökonomische Auskunft über Münchens Umgebung

Ihr Vater hat im Gespräch mit mir bündig erklärt, Sie seien ein Genie – er wisse es wohl. Aber Gott bewahre jeden Vater vor einem Genie. Wenn Sie hinzunehmen, daß er mir dann auseinandersetzen mußte, was die Juden „tachles“ [3] nennen, so können Sie sich denken, welche Richtung das Gespräch genommen hat. – Ihr Vater macht einen *sehr* zufriedenen Eindruck und sprach von Ihnen mit vielem Wohl wollen.

Übermorgen kommen Gutkinds. Mein Schmerz ist, daß ich hier niemanden meine Bibliothek zeigen kann – sie ist nur durch eine winzige, gemischte Gesandtschaft hier vertreten. In Wien fand ich mancherlei, so ein sehr seltnes Buch „Extrait d'un catalogue d'une petite bibliothèque romantique“ von Baudelaire's Freund Asselineau, das schon seinerzeit nur in 350 Exemplaren gedruckt wurde – mit einem sehr schönen Kupfer und dem Erstdruck eines von mir übersetzten Sonnetts. Unter den Vorbesitzern des Buches ist Charlotte Wolter! Wenn ich Ihnen ferner sage, daß ich hier, bei meinen traurigen Vermögensverhältnissen für schweres Geld schon jetzt ein „tabu“ [4] erstanden habe, so mögen Sie ermessen, was das heißt und daß ich einen Schatz zu besitzen glaube. Doch darüber werden bitte Sie und ich schweigen. Sehr spät erfuhr ich, daß Wertheim, schon seit Jahren, Bestände des [Georg] Müllerschen Verlages verkauft, wobei man gute Bücher geschenkt kriegt. Gerade heute am Morgen des Hochzeitstages konnte ich Dora noch einige heimbringen, darunter von Scheerbart „Asteroiden Novellen“ und „Das graue Tuch“. Den „Rakkóx“ konnte ich mir neulich in einem alten Heft der „Insel“ leihen.

Leben Sie herzlichst wohl, lieber Gerhard

Ihr Walter

1 Des Scholastikers Alanus ab Insulis.
2 Bruder von Ludwig Strauß und Übersetzer von Agnon.
3 Praktischer Endzweck. Scholems Vater pflegte über die „brotlosen Künste" (reine Mathematik und Judaistik) seines Sohnes Klage zu führen.
4 So nannte W. B. diejenigen Bücher seiner Bibliothek, die er nicht auslieh.

90 An Gerhard Scholem

Berlin/Grünau, 26. Mai 1920

Lieber Gerhard,

Sie werden sich über den großen Hiatus, der in meiner Briefschreiberei eingetreten ist, schon allerlei zusammen gereimt haben. Und wenn Sie dabei auf die Annahme geraten sind, daß es mir elend gegangen ist wie fast nie in meinem Leben, so sind Sie nicht auf dem Holzwege. Ich bin ganz außerstande über diese Zeit – anders als gesprächsweise – irgend etwas mitzuteilen, teils weil die Dinge an sich bodenlos sind und nur in der Sphäre des Geschwätzes in die wir hineingebannt waren, ihren Schein haben, teils weil ich die Erinnerung daran vermeiden muß um überhaupt wieder aufzutauchen. Ich war tief untergetaucht. Geendet hat es mit dem vollständigen Zerwürfnis. [. . .] Daß dieses Verhältnis zwischen meinen Eltern und mir, das die stärksten Belastungsproben scheinbar längst hinter sich hatte, unter eben diesen nach Jahren in einer gewissen ruhigen Zeit zusammenbrach – das ist die eine seltsame aber irgendwie folgerichtige Seite der Sache. Von den andern schlimmeren und sinnlosen Aspekten der Sache will ich jetzt nicht reden.

Auch heute könnte ich Ihnen wohl noch nicht diese Zeilen schreiben, wenn wir nicht durch die sehr große Güte von Gutkinds eine vorläufige Unterkunft gefunden hätten. Ihre wundervolle patriarchalische Gastfreundschaft trägt dazu bei, daß auch meine Frau, die fürchterlich hergenommen ist, wieder zu sich findet. Wir fühlen uns seit diesen Wochen zum ersten-

mal wieder in menschenwürdigen Verhältnissen zu leben, sehr glücklich. Wir hatten Vorsorge getroffen, auch Stefan hier herausnehmen zu können, [doch] ist ein Zimmer (nicht bei Gutkinds) unsrer Verfügung wieder entzogen worden. Natürlich schreit das Provisorische dieser Dinge zum Himmel, und was geschehen soll, ist nicht abzusehen. Fest steht nur, daß wir *irgendwo* eine Wohnung bekommen müssen, von der aus wir uns dann für unsern Unterhalt umsehen können. Da auch Gutkinds aus Berlin weg wollen, so haben wir an eine gemeinsame Wohnstätte gedacht und sehen uns schon längere Zeit danach um. Wissen Sie *irgend etwas?* In Bayern sollen ja die behördlichen Schwierigkeiten so sehr groß sein. Nach Seeshaupt haben wir schon geschrieben.

Meine Bibliothek lagert nun ganz verpackt, an drei verschiedenen Orten, in Kisten. Noch in der letzten Zeit habe ich trotz allem einige schöne und sehr schöne Erwerbungen gemacht. Wann werden Sie, wann werde ich das sehen? Ich kann wie gesagt überhaupt keine Vermutungen über die kommende Zeit äußern ehe ich nicht eine Wohnung habe [. . .]

Bei [Max] Strauss haben wir neulich Agnon kennen gelernt. Zu [Robert] Eislers Bekanntschaft wünsche ich viel Glück. Mit der Lektüre seines[1] Werkes hatte ich begonnen, als ich es nebst allem übrigen fortpacken mußte. Ich bin bis zur Proserpinaabhandlung im ersten Band gekommen und finde die Analysis der Legende von der hl. Agathe freilich faszinierend. Auch sonst habe ich hie und da Bemerkungen gefunden, die mir sehr aufschlußreich waren, besonders über die astrale Bedeutung der Frucht- und Feld-Symbolik.

Meine nächsten Aufgaben hier sind die Abfassung der Notiz über den geistigen Arbeiter sowie die Herausgabe bzw textliche Sicherung der Werke meines Freundes. Es ist mir endlich, über meine Hoffnung hinaus, gelungen, den ganzen Nachlaß zu diesem Zweck bei mir zu vereinigen und ich habe ihn mit heraus genommen. Dann, aber nur wenn ich in halbwegs menschlichen Umständen lebe, muß ich an die „Habilitationsschrift" gehen, die diesen wenn nicht ehrenden so doch früher hoffnungsreichen Namen behalten soll, trotzdem die Aussichten auf eine Dozententätigkeit in Bern ja zunichte

geworden sind. Es könnte sich höchstens um die Erwerbung der venia aus Formgründen handeln.

Meine Schwiegereltern, der einzige wenn auch äußerlich nicht sehr starke materielle Rückhalt der uns geblieben ist, die aber zu den äußersten Opfern bereit sind, bestehen darauf, daß ich Buchhändler oder Verleger werde. Nun verweigert mir auch dazu mein Vater Kapital. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß ich nach außen hin von der Verfolgung meiner alten Arbeitsziele werde absehen müssen, nicht werde Dozent werden können und jedenfalls bis auf weiteres heimlich und nächtlich meine Studien neben irgend einer bürgerlichen Tätigkeit werde betreiben müssen. Wiederum weiß ich nicht, neben welcher. (Diesen Monat habe ich 110 M mit drei graphologischen Analysen verdient).[2]

Hoffentlich höre ich bald von Ihnen. Sie sollen dann auch einen froheren (weil in andere Gebiete gerichteten) Brief von mir erhalten. Hoffentlich wenigstens bin ich dann schon wieder sehr weit. Übrigens bin ich jetzt wirklich glücklich über die Ruhe und die Freundlichkeit die wir genießen. „Gewalt und Leben" erhalten Sie, wenn meine Frau es abgeschrieben hat, was noch eine Weile dauern kann.[3] Es ist ganz kurz.

Ich bemühe mich sehr eine Lektorstelle zu finden. An S. Fischer, der einen sucht, bin ich durch Bloch empfohlen aber er hat sich doch nicht an mich gewandt. Wissen Sie etwas? Ich hätte ein sehr gutes Verlagsprogramm.

Herzlichste Grüße, bitte schreiben Sie bald

Ihr Walter

PS Ernst Bloch ist augenblicklich – und wahrscheinlich nur noch wenige Tage – in Seeshaupt bei Burschell[4].

1 „Weltenmantel und Himmelszelt." München 1909.
2 W. B. war ein außergewöhnlich begabter und hellsichtiger Graphologe, der seinen Freunden manchmal erstaunliche Proben seiner Fähigkeiten gab. Er gab 1922 sogar graphologischen Privatunterricht.
3 Es kam nie an.
4 Friedrich Burschell (geb. 1889).

91 An Gerhard Scholem

23. Juli 1920

Lieber Gerhard,

dieser Brief soll nicht nur für die lange Zeit stehen in der ich Sie ohne Nachricht ließ, sondern am Beginn einer andern in der ich Ihnen öfters zu schreiben vorhabe. Nun habe ich freilich niemals öfter und herzlicher an Sie gedacht als in der ganzen Zeit in der ich geschwiegen habe und in der Ihre schönen Briefe, die ich alle erhielt, Sie mir sehr gegenwärtig und sehr tröstlich zukünftig hielten. So hat denn vielleicht – ohne daß ich dies irgendwie zu entscheiden wagte – Ihr Brief vom Juni, der meine Lage durch und durch erfaßt, mich mit Hebräisch zu beginnen veranlaßt. Davon will ich Ihnen bei dieser Gelegenheit eine kleine Geschichte erzählen. Erich Gutkind führte mich zu Poppelauer und Lamm[1], wo ich meinen Schulranzen und den Ranzen einer andern Reise sogleich mit einigen Werken füllte. Wie ich unwissend und nichtsdestoweniger zuversichtlich unter den Bänden krame, fällt mir Landau: Chrestomatie (Geist und Sprache der Hebräer) in die Hand, das Herr Gutkind zu seiner größten Überraschung für 25 M erstehen konnte. Er hat mir die Geschichte Ihres Exemplars erzählt und ich habe in einer Kombination mystischer und induktiver Schlußmethoden gefolgert, daß ich dieses Buch nicht eher besitzen werde, als ich einen Schüler im Hebräischen habe. Ich habe mir damals den Fürst[2] gekauft, die kleinen Midraschim, den Midrasch Mechiltha, die Propheten von Mendel Hirsch und das Buch über den Chassidismus von Marcus.[3] Alles um zu beginnen. Und es hat gegen 350 M gekostet. In der Bibelfrage habe ich wegen fürchterlicher Preise nichts machen können. Zum Geburtstag hat mir Erich Gutkind das Buch Kusari[4] geschenkt.

Dora hat Ihnen vielleicht schon vieles von dem genannt womit sie mich erfreut hat, vor allem mit einem wunderschönen Bilde von Klee, betitelt Die Verführung des Wunders. Kennen Sie Klee? Ich liebe ihn sehr und dieses ist das schönste von allen Bildern die ich von ihm sah. Ich hoffe Sie

Ich selbst beginne nach einer langen schlimmen Depressionszeit sehr fleißig zu werden. Damit sehe ich mich nun vor eine schwere Entscheidung gestellt. Es zeigte sich nämlich, daß die erste Orientierung in zwei so schwierigen, mir unbekannten und einander entlegenen Gebieten wie es die Scholastik und das Hebräische sind, unmöglich in der gleichen Epoche mir gelingen konnte. Die Überlegung ergab, daß die nähere Bestimmung und Ausführung meiner Habilitationsschrift so schwierig sein wird, das irgend ein Zwischenschieben einer großen heterogenen Beschäftigung sie ins unabsehbare hinausschieben könnte. Ferner, daß dies, und zwar nur aus praktischen Gründen, unbedingt nicht sein darf. Daraus folgt, daß ich in dem Augenblick, wo mich die Philosophie ganz ausschließlich in Anspruch nehmen würde, ich zum letzten Male das Hebräische (nicht bis zur Habilitation, aber) bis zur Erledigung der Habilitationsschrift zurücktreten lassen müßte. Etwas anderes ist bei meinen Arbeitsmöglichkeiten und unter den gegenwärtigen Umständen nicht möglich. Solange es angeht werde ich es aber beim Kompromiß bewenden lassen, nur glaube ich wird es nicht lange sein. Ich habe das Buch von Heidegger über Duns Scotus gelesen. Es ist unglaublich, daß sich mit so einer Arbeit, zu deren Abfassung *nichts* als großer Fleiß und Beherrschung des scholastischen Lateins erforderlich ist und die trotz aller philosophischen Aufmachung im Grunde nur ein Stück guter Übersetzerarbeit ist, jemand habilitieren kann. Die nichtswürdige Kriecherei des Autors vor Rickert und Husserl macht die Lektüre nicht angenehmer. Philosophisch ist die Sprachphilosophie von Duns Scotus in diesem Buch unbearbeitet geblieben und damit hinterläßt es keine kleine Aufgabe. Über die erkenntnistheoretische Bedeutung der Sprachphilosophie hielt in der Kantgesellschaft vor kurzem einer von den 300 neuen Kölner Privatdozenten namens [Helmuth] Plessner einen Vortrag, dessen Niveau zwar nicht hoch, dessen Inhalt aber meist sehr zutreffend war. In der Diskussion sprach niemand außer [Arthur] Liebert, der im Namen der kritischen Philosophie den Redner herunterputzte, und ich, der vielleicht unter den Hörern allein etwas zur Sache hätte sagen können, hatte

4 Das geschah in Heft 10–12 (1921). Jetzt in „Schriften" I, 31 f. und II, 127 ff.
5 In Band IV des Ziels, S. 103–116.
6 Ernst Lewy, Zur Sprache des alten Goethe (1913). W B. hatte für den Autor und für seine waghalsige Schrift viel Bewunderung.

93 An Gerhard Scholem

29. Dezember 1920

Lieber Gerhard,

als Sie so lange schwiegen, da habe ich den Grund davon vermutet. Bevor ich noch zu einem Entschluß gekommen war, schrieb ich nur aus der quälenden Unentschiedenheit heraus an Gutkinds, von denen ich dann bald nach Ihrem Brief vom achtzehnten Ermahnungen zur Antwort erhielt. Was ich auf diese ihnen gestern erwiderte enthält, wie Sie sehen werden, die Auseinandersetzung mit Ihrem Briefe und weil ich mich nicht besser ausdrücken kann, bleibt mir nichts Besseres übrig, als was ich Gutkinds schrieb Ihnen abzuschreiben. „Als Euer Brief kam, da war das Dilemma, unter dem ich wochenlang gelitten hatte, gelöst und wurde nach dessen Lektüre noch einmal, mit dem gleichen Ergebnis, überdacht. Nein, es geht nicht anders. Ich kann mich den jüdischen Dingen nicht mit meiner letzten Intensität zuwenden, bevor ich aus meinen europäischen Lehrjahren das jenige gezogen habe, was wenigstens irgend eine Chance ruhigerer Zukunft, Unterstützung durch die Familie und dergleichen begründen kann. Ich gestehe es ein, daß ich geistig, und schon etwa seit meinem Doktorexamen, an dem Punkte bin, daß ich mich für eine lange neue Lehrzeit vom Europäischen abwenden kann. Aber ich weiß auch, daß der zähe Entschluß, den ich so lange genährt habe, mir die ruhige freie Wahl des Augenblicks der Ausführung überläßt. Nun ist es wahr, daß, wie mir Scholem schrieb, das Alter je höher es ist, desto mehr die Ausführung erschwert und schließlich noch im günstigsten Fall zur Katastrophe macht. Wenn auch

zur reinigenden. Aber auch hier wirkt der lang und stetig gefaßte Entschluß *regulierend*. Außerdem wird es sich wohl nicht um mehr als *höchstens* zwei Jahre handeln. In dieser Zeit will ich eine Arbeit aus einem mir irgendwie vorschwebenden Komplex abgrenzen und schreiben. Diese Arbeit läßt sich – wiewohl sie mir wichtig ist – abgrenzen, beschränken. – Die Tragweite des Eintretens ins Hebräische ist *unübersehbar*. Also unmöglich, etwa zu sagen: ich lerne erst ein bis zwei Jahre Hebräisch und mache jene Arbeit erst dann. Ihr werdet die klaren Gründe meines Entschlusses anerkennen müssen. Also bitte ich Euch, nicht mit dem Lernen, aber mit dem Herzen auf mich zu warten." Erst jetzt im Schreiben sehe ich, wie sehr diese Sätze an Sie gerichtet sind. Ich habe Ihnen nur noch das Versprechen hinzuzufügen, wirklich nach Beendigung jener Arbeit mich durch keine Gelegenheitsarbeit, und wenn Herbertz 100 Jahre alt wird oder mit der Philosophie seine goldene Hochzeit feiert, aufhalten zu lassen.

Was jene geplante Arbeit angeht, so habe ich mich in letzter Zeit mit einer Analyse des Wahrheitsbegriffs beschäftigt, die mir einige Grundgedanken zu dieser Arbeit liefert. Als ich sie neulich Ernst Lewy (dem Sprach-mann) vortrug, war ich sehr erfreut, sie von ihm, der ja kein Metaphysiker, aber ein kluger und richtig denkender Mann ist, gebilligt zu hören. Er war nämlich vorübergehend in Berlin, wo der hiesige Ordinarius für vergleichende Sprachwissenschaft, Schulz, sich übrigens bemüht, ihm ein Extra-Ordinariat zu verschaffen. Leider ist es wegen des Geldmangels schwierig. Von seiner Person hatte ich wieder den unvergleichlichen, und jedes Mal gleich inkommensurablen Eindruck. Es ist wirklich meine größte Sorge, daß Sie ihn kennen lernen. Jetzt muß er nach Argentinien, um einen schwer erkrankten Bruder abzuholen.

Was die „kleinen Schriften" angeht, so geben Sie sich, wie die immer neu anschwellende unersättliche Flut Ihrer Wünsche beweist, Illusionen über deren Zahl hin. Was ich etwa in den letzten Jahren an kleinen Schriften verfaßt habe (es ist fast nichts) ist, außer der Kritik der Porte étroite, die übrigens ein Roman, kein Drama, ist, noch nicht abgeschrieben, bis auf die „Phantasie über eine Stelle aus dem Geist der Utopie" die

ich Ihnen vielleicht demnächst schicken werde. Was nun jene „Theaterkritiken" angeht, so möchte ich sie lieber Notizen über Dramen nennen, von denen ich doch die über „Wie es Euch gefällt" mit gutem Gewissen dem Verständnis empfehlen kann. Den darin ausgesprochenen Anschauungen über Shakespeare gehe ich weiter nach. – Können Sie mir einmal andeuten, warum die Schrift „das Leben Jesu nach jüdischen Quellen" zu so unerhörten Konsequenzen führt? Den Gundolfschen George konnte ich mir noch nicht ansehen und warte auf eine Gelegenheit, die wohl bald kommen wird.

[...]

[Richard] Weissbach in Heidelberg will meine Übersetzung der „Tableaux parisiens" herausgeben (als Buch) „wenn ich ihm erfüllbare Forderungen stelle". Auch der Drei-Masken-Verlag in München hat das Manuscript eingefordert. Weissbach wird wohl so gut wie nichts zahlen, auch die Sache nur [in] 250 Exemplare[n] als törichten Büttenschwindel herausbringen. Ich werde sehen was sich ergibt. Die Gelegen heit zum Druck muß ich aus äußeren Gründen, auch meiner Familie wegen, unbedingt ausnutzen.

Der „wahre Politiker" ist abgeschrieben. Hoffentlich kommt er bald zum Druck. Nach Neujahr will ich die beiden folgenden Arbeiten, welche mit ihm zusammen die „Politik" ausmachen sollen, schreiben. – Hier ist irgendwo das Buch von Jeremias „Handbuch der altorientalischen Geisteskultur" für 15 M antiquarisch zu haben. Lohnt die Anschaffung? Bitte sagen Sie mir das.

Gutkinds Adresse ist Meran Obermais Langegasse Mayaburg bei Frau Promberger Italien.

Dora geht vorläufig nicht ins Büro und erholt sich all mählich. Sicher nicht zum wenigsten durch die freiere Aussicht.

Die Buntscheckigkeit dieser Mitteilung entschuldigen Sie bitte. Ich werde Ihnen mehr schreiben können, wenn ich Ihnen weniger mitzuteilen haben werde. – Nun will ich nur noch sagen, daß mein Bruder mir die Briefe geschenkt hat die Rosa Luxemburg aus dem Gefängnis während des Krieges geschrieben hat und daß ich von deren unglaublicher Schön

heit und Bedeutung betroffen war. Kraus hat eine bedeutende Polemik an die unverschämte Befehdung des Geistes dieser Briefe durch eine „Deutsche Frau" angeschlossen. In der gleichen (letzten) Nummer der Fackel hat er eine Nationalhymne für Österreich veröffentlicht, die ihn mir, ebenso wie „Brot und Lüge" ganz auf dem Wege zum *großen* Politiker zeigt. Es ist als wäre die dämonische tiefere Hälfte seines Wesens abgestorben, versteinert und als hätte diese Brust und das sprechende Haupt nun das unverrückbare marmorne Postament, von dem herab es spricht.

Wir grüßen Sie beide von Herzen und hoffen, daß wir uns häufiger als bisher schreiben werden.

Ihr Walter

PS Ein Namensvetter Ihrer Wirtsleute hat in der Fuldaschen Molière-Ausgabe eine scheußliche Übersetzung des Amphitryon verfaßt, die wir neulich auf der Bühne gesehen haben. Ich glaube in München wird man noch immer bisweilen mit einigem Genuß ins Theater gehen können, was hier kaum mehr möglich ist.

94 An Gerhard Scholem

[Januar 1921]

Lieber Gerhard,

aus einer Besorgnis schreibe ich Ihnen heute: daß sich jene Notwendigkeit, von der wir zuletzt mit einander redeten, nicht zwischen uns dränge, sondern eine Zeit, die für uns beide wie wohl nicht ganz im gleichen Sinne eine schwere Wartezeit ist, in gegenseitiger Nähe verbringen mögen. Ich weiß daß sich hier nichts forcieren läßt und daß Sie wie ich hoffe gegen Ihren Willen mir von vielem schweigen müssen, wahrscheinlich vom Wesentlichsten, was wir mit einander zu bereden hätten. Sie sollen wissen, daß ich weit entfernt bin das Unmögliche irgendwie zu erwarten. Umso mehr glaube

ich sollten wir das lebendig erhalten was uns doch, so wahr Sie meinen Entschluß in seiner Notwendigkeit verstehen und mir glauben, bleibt. Schwer ist es mir oft, weil sich mit dem Opfer doch natürlich keineswegs sogleich das einstellt um dessentwillen ich es gebracht habe, und ich muß meiner neuen Arbeit gegenüber mich gewissermaßen geduldig auf die Lauer legen. Gewisse Grundgedanken sind freilich fixiert, aber da es mit jedem Gedanken, der in ihren Kreis gehört, in die Tiefe geht, ist anfänglich nicht alles zu übersehen und ich bin auch nach meinen bisherigen Studien vorsichtig geworden und bedenklich, ob es richtig ist die Verfolgung der scholastischen Analogien als Leitfaden zu benutzen und nicht vielleicht ein Umweg, da die Schrift von Heidegger doch vielleicht das Wesentlichste scholastischen Denkens für mein Problem – übrigens in ganz undurchleuchteter Weise – widergibt, und sich auch das echte Problem im Anschluß an sie schon irgendwie andeuten läßt. So daß ich mich vielleicht zunächst eher bei den Sprachphilosophen umsehen werde. Zur Zeit habe ich die „Sprachlehre" von A. F. Bernhardi[1] vor, die aber monströs unklar geschrieben und gedacht und nur hie und da ertragreicher zu sein scheint. – Auch befindet sich alles noch im vorbereitendsten Stadium, solange ich meine Arbeit über Politik, dabei einen von Lederer bestellten Aufsatz nicht abgefaßt habe, für die ich immer noch auf nötige Literatur warte. Doch werde ich wohl in den nächsten Tagen Sorel „Reflexions sur la violence" erwarten können. Nun habe ich gerade jetzt die Bekanntschaft mit einem Buche gemacht, das soweit ich nach der Vorlesung die der Verfasser an zwei Abenden abhielt, denen ich beiwohnte, urteilen kann, die bedeutendste Schrift über Politik aus dieser Zeit mir zu sein scheint. Gestern abend, als[o] am zweiten der Vorlesung, sagte Hüne Caro mir, daß er Ihnen über das Buch geschrieben habe, Erich Unger: Politik und Metaphysik.[2] Der Verfasser ist aus dem selben Kreise der Neo-pathetiker, dem auch David Baumgardt (den ich hier einmal sprach) angehört hat und den ich von seiner verrufensten und wirklich verderblichen Seite zur Zeit der Jugendbewegung in einer für Dora und mich höchst eingreifenden Weise in der Gestalt des Herrn

sie Wesentliches sagt. Erschienen ist freilich bisher sowohl von den nicht-angenommenen wie von den angenommenen Sachen noch nichts, aber ich gebe die Hoffnung für beide nicht auf; wiewohl ich besonders betrübt war, daß meine Rezension vom „Geist der Utopie" garnicht unterzubringen war. Denn wenn ich auch wichtige Klarstellungen für mich dieser Arbeit verdanke, so war sie doch eigentlich ganz für die Veröffentlichung berechnet. Auch war schon ihr Abdruck in einer Sonderpublikation des „Logos" geplant, bis sich ergab, daß kein Geld für solche zur Verfügung stände. Auch der „wahre Politiker" ist noch garnicht angenommen, da Lederer ihn wenigstens zunächst nicht bringen will und ich mich jetzt natürlich an Bloch nicht wende. Wir haben noch immer seit der Todesnachricht noch keine Zeile von ihm gehabt. – Mit Weissbach hoffe ich bald einen Vertrag zu unterzeichnen. [...] Natürlich sind die „Tableaux parisiens" fertig und zwar habe ich alle bis auf ein frühes Gedicht (À une mendiante rousse) übersetzt.

Wir entnehmen mit Betrübnis aus den häufigen Krankheitsberichten, daß Ihnen das Klima von München, das ja wirklich schlecht ist, nicht bekommt und daß Ihre Gesundheit nicht so kräftig ist wie wir es Ihnen wünschen. Darum tut es uns doppelt leid, wenn es Ihnen in München an angemessnem Umgang fehlt. Warum ist denn Agnon ausgewiesen? Nur wegen mangelnder Papiere (angeblich)? – Was nun Ihre würdigen Zerstreuungen angeht, so bin ich neugierig, was Sie mir Schlechtes von [Rudolf] Kassners Vortrag berichten werden. Wissen Sie, daß er über Physiognomik auch ein Buch (Zahl und Gesicht) geschrieben hat. Ich werde gelegentlich hineinsehen. Neulich las ich einen Essay über Baudelaire, der genau so unmäßig verlogen ist, wie alles was ich von ihm kenne. Ich habe ihn auf die Formel gebracht: Für eine Halbwahrheit verkauft er die ganze. Sie trifft auf *jeden Satz* von ihm zu.

In welchem Zusammenhang habe ich Ihnen nur von Mathematik und Sprache geschrieben? Es ist mir entfallen und so weiß ich denn nicht eigentlich, worauf die entsprechenden Stellen in Ihrem Brief sich beziehen. Für den Hin-

weis auf das Buch von Areopagita[7] danke ich Ihnen sehr. Sind Sie noch bei [Moritz] Geiger?

Ich hoffe, daß Sie mir recht bald wieder schreiben und grüße Sie herzlichst.

1 August Ferdinand Bernhardis, Berlin 1801–1803, erschienene romantische Sprachphilosophie.
2 Berlin 1921 („Die Theorie, Versuche zu philosophischer Politik", 1. Veröffentlichung) – eine jetzt fast unauffindbare Schrift.
3 Er hatte die Spaltung des „Sprechsaals" Anfang 1914 herbeigeführt.
4 Unger und Goldberg lehnten den „empirischen" Zionismus im Namen eines „apriorischen" oder metaphysischen ab.
5 Oskar Goldberg (1885–1952), Autor der „Wirklichkeit der Hebräer" (1925), eines Werkes, das (großenteils unterirdisch, so z. B. bei Thomas Mann) eine bedeutende Wirkung hatte.
6 Erschien im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" XLVII (1921); jetzt „Schriften" I, 31 ff.
7 „Über die Göttlichen Namen" des Dionysius Areopagita.

95 *An Gerhard Scholem*

14. Februar 1921

Lieber Gerhard,

ich habe Ihren Brief nur deshalb nicht so bald beantwortet, weil ich mich im Gedanken an ihn während unruhiger Tage ausgeruht und beruhigt habe. Ich bleibe bei dem Vertrauen daß wir drei unsere gemeinsame Sache einmal gegenwärtig haben werden und ich könnte Dora und mich keinem Dritten in dieser Weise verbunden denken, da ich meine Richtung und Dora damit die Wiederherstellung des Besten was sie aus dem Elternhause mitbekommen hat Ihnen verdanken. Unruhige Tage schreiben sich daher daß ich die Feindseligkeiten mit meiner Familie wieder aufnehmen mußte. Ich möchte davon nichts berichten, nur sagen, daß wir äußerlich und innerlich uns so eingerichtet haben, daß die Sache nicht jenen verstörenden Einfluß wie im letzten Frühjahr auf uns haben kann.

Über Philologie habe ich (auch damals in der Schweiz) mir einige Gedanken gemacht. Evident war mir immer das Verführerische an ihr.[1] Mir scheint – ich weiß nicht ob ich es im selben Sinne wie Sie verstehe – Philologie verspricht gleich aller geschichtlichen Forschung, aber aufs höchste gesteigert, die Genüsse die die Neuplatoniker in der Askese der Kontemplation suchten. Vollkommenheit statt Vollendung, gewährleistetes Verlöschen der Moralität (ohne ihr Feuer auszutreten). Sie bietet eine Seite der Geschichte, oder besser eine Schicht des Historischen dar, für die der Mensch zwar vielleicht regulative, methodische, wie konstitutive, elementar-logische Begriffe mag erwerben können; aber der Zusammenhang zwischen ihnen muß ihm verborgen bleiben. Ich definiere Philologie nicht als Wissenschaft oder Geschichte der Sprache sondern in ihrer tiefsten Schicht als *Geschichte der Terminologie*, wobei man es dann sicher mit einem höchst rätselhaften Zeitbegriff und sehr rätselhaften Phänomenen zu tun hat. Ich ahne auch, ohne es ausführen zu können, was Sie andeuten, wenn ich nicht irre, daß Philologie der Geschichte von Seiten der Chronik nahesteht. Die Chronik ist die grundsätzlich interpolierte Geschichte. Die philologische Interpolation in Chroniken bringt an der Form einfach die Intention des Gehalts zum Vorschein, denn ihr Gehalt interpoliert Geschichte. Welcher Art dieses Arbeiten sein könnte ist mir jetzt an einem Werk lebendig geworden, das mich aufs tiefste ergriffen und zur Interpolation angeregt hat. Es ist „Die neue Melusine" von Goethe. Kennen Sie es? Wenn nicht, so ist unbedingt anzuraten, diese Erzählung, welche sich in den „Wanderjahren" findet, für sich, das heißt *ohne* den Rahmen, in dem sie sich findet zu lesen, so wie es mir durch Zufall ging. Sollten Sie sie kennen, so kann ich vielleicht einiges darüber andeuten. – Ob Sie mit den Orakeln über Philologie etwas anfangen mögen weiß ich nicht. Seien Sie versichert, daß ich mir darüber klar bin, daß man zu dieser Sache noch einen anderen Zugang als des „romantischen" gewinnen muß. (Ich lese eben noch einmal Ihren Brief. Chronik – Interpolation – Kommentar – Philologie – das ist *ein* Zusammenhang. Daß man bei Agnon von Wahr-

26. März 1921

Lieber Gerhard,

ich habe mich sehr mit Ihrem letzten langen Brief gefreut. Immer hoffe ich, daß Sie Ihren Vorsatz ausführen und Goethes „Neue Melusine" lesen können, weil wir uns wirklich viel darüber zu sagen haben müßten. Jetzt bin ich wieder zwischen mehrere Arbeiten gerissen, von denen die eine Ihres größten Anteils sicher ist, nämlich die „Über die Aufgabe des Übersetzers". So soll nämlich die Vorrede, die ich wenn irgend möglich doch meinem Baudelaire voranstellen möchte, heißen. Und da nun der Vertrag mit Weissbach, und zwar in einer unglaublich günstigen Gestalt, unterzeichnet ist, und das Buch spätestens bis zum Oktober erscheinen soll, so ist diese Vorrede meine nächste Sorge. Nur handelt es sich um einen Gegenstand, der so zentral für mich ist, daß ich noch nicht weiß, ob ich ihn, im jetzigen Stadium meines Denkens, mit der ausreichenden Freiheit entwickeln kann, vorausgesetzt, daß mir seine Aufklärung überhaupt gelingt. Was die Darstellung angeht, so vermisse ich eine sehr wesentliche Hilfe in allen philosophischen Vor-Arbeiten früherer Autoren über diesen Gegenstand. Man kann doch in einer kritischen Analyse (fremder Ansichten) oft Dinge sagen, die man synthetisch noch nicht darzustellen wüßte. Können Sie mir nun irgend einen Hinweis geben? Die Cohensche Ästhetik habe ich zum Beispiel ganz vergeblich gewälzt. – Hiervon abgesehen haben Sie doch über diesen Gegenstand Ihre eigenen Gedanken, es wäre für mich sehr wichtig, mich mit Ihnen darüber auseinanderzusetzen, besonders auch, weil Sie doch in Ihren Übersetzungsarbeiten eine ganz andere Spannung der Sprache als ich in der meinigen zu erfassen haben. Ich hoffe, daß wir allein über diese Frage während eines Berliner Aufenthalts von Ihnen genug zu reden hätten. Nun ist die Frage, ob Sie sich entschließen zu kommen. Mit dem Quartier bei uns steht es so: es haben sich drei Besucher – und zwar sämtliche für den April – bei uns angesagt, ob sie aber kom-

Synagoge von Agnon
Aufgabe des Übersetzers von mir

Von allen ausstehenden Arbeiten ist die Deinige, demnächst die zweite Erzählung von Agnon[4] bei Weitem das Wichtigste. Da es mir nun nach genauer Erwägung garnicht möglich ist, die Ankündigung der Zeitschrift[5] eher zu verfassen, als ich das erste Heft in allem Wesentlichen vor mir sehe, so bedeutet das, daß ich notgedrungen auf das warte, was von Dir kommt. Denn da ich in jener Ankündigung nicht grundsätzlicher als durchaus notwendig ist, sprechen will, so kann ich nicht anders als mich explicit oder implicit auf Vorliegendes beziehen, was nur möglich, wenn es mir ganz gegenwärtig ist.

Mir ist es in der letzten Woche durchaus nicht gut gegangen; ich habe mit Depressionen, die wie es scheint mehr und mehr periodisch erscheinen in aller Form zu kämpfen aber gottseidank keineswegs aussichtslos. Eben bin ich mal wieder entschieden dabei, aufzutauchen, weil mir, dringender Arbeiten halber, garnichts anderes übrig bleibt. Ich habe meine Kritik der Wahlverwandtschaften abzufassen, die mir gleich wichtig als exemplarische Kritik wie als Vorarbeit zu gewissen rein philosophischen Darlegungen ist – dazwischen liegt was ich darin über Goethe zu sagen habe.

Rosenzweig habe ich wieder etwas aufgenommen und erkannt, daß dieses Buch dem Unvoreingenommenen freilich seiner Struktur nach, die Gefahr es zu überschätzen notwendig nahe legt. Oder nur mir? Ob ich selbst wenn ich es zum erstenmale ganz durchgelesen habe es schon werde beurteilen können ist mir noch fraglich.

Ich bitte Dich herzlich, Dich auf irgend eine Weise so einzurichten, daß ich in absehbarer Zeit dasjenige was ich am nötigsten brauche von Dir erhalten kann und es mich bald wissen zu lassen.

Mit den herzlichsten Grüßen an Dich und Fräulein Burchardt

Dein Walter

PS Fast hätte ich vergessen zu erzählen, daß Lehmann[6] und ich ein großes Wiedersehen gefeiert haben und daß in den

zwar in den Worten, daß die wahren Prinzipien der Übersetzung schon „oft genug" seien aufgestellt worden. Diesen Wink mit dem Grashälmchen habe ich in dem „Juden" nicht mehr gefunden.

Der Wasserflasche meine Reverenz. Aber ehe sie sich mir nützlich erweisen kann, muß es [!] noch wer weiß wie lange die Maschine und Fräulein Burchardt für mehrere schöne folgende Briefe in Begeisterung versetzen. Ich, ohne so begünstigenden Anlaß, werde die meinigen vom Akademiesekretär von Muri, einem wahren Solnemann, an sie richten lassen.

Mir geht es inzwischen ganz gut. Nur habe ich keine Ruhe ehe ich meine Arbeit über die Wahlverwandtschaften nicht fertig habe. Darinnen findet die rechtskräftige Aburteilung und Exekution des Friedrich Gundolf statt.

Viele herzliche Grüße an Euch auch von Dora

Dein Walter

PS Der Umgang mit Bloch ist, sehr vorsichtig, wieder aufgenommen worden. Natürlich macchiavelinisch. Die vollständige Korrektur vom „Münzer" wurde mir neulich bei seinem ersten Besuch hier überreicht und ich habe zu lesen begonnen.

1 Mit einem sehr langen Aufsatz Sch.s „Lyrik der Kabbala?", der aus Gründen der Raumersparnis in Petit gesetzt war.
2 Ironisch statt Biram.
3 Der Roman von Adolf Frey, den Sch. an W. B. geschickt hatte.
4 Ein kabbalistisches Buch über Angelologie.
5 Der Gegenstand von Sch.s Dissertation (erschien in Leipzig 1923).

109 An Gerhard Scholem

[2. Dezember 1921]

Lieber Gerhard,

vorliegender Glückwunschbrief wird mit dem Segen des Angelus und unter lauter Akklamation der unterworfenen

Studium noch nicht den Mut gefaßt habe. Ich suche dies um so mehr zu verschieben, als Rang – wegen völlig chimärischer Aussichten auf Kultur- oder Schul-Arbeit, von denen er glaubt, daß die Quäker sie ihm eröffnen, gegen Weihnachten vielleicht herkommen wird und meine prinzipielle – und vielleicht geradezu zur Trennung führende Auseinandersetzung mit ihm, aller bisher aufgewendeten Vorsicht zum Trotz nicht mehr zu vermeiden sein wird. Ein gewisser Rückhalt, der das Schroffe ausgleicht, wird wohl bei Erich Gutkind zu finden sein.

Sonst betrifft noch die Zeitschrift meine Arbeit über die Wahlverwandtschaften, die *sehr* langsam, fast allzu behutsam vorrückt, aber schließlich zu meiner Erleichterung doch eines Tages wohl vorliegen wird. Sie kreuzt sich gerade mit der Beschäftigung mit Baudelaires Leben, der ich mich jetzt etwas zuwenden muß. Denn es ist Aussicht vorhanden, daß ich im Laufe des Winters in einer Buchhandlung (vielleicht bei Reuss und Pollak) die oftgeplante Vorlesung aus den Übersetzungen halten kann und dabei will ich den Gedichten einen Vortrag über den Dichter vorausschicken, in dem ich die größte Exaktheit mit einigen wesentlichen Andeutungen unter absolutem Ausschluß von Tiefsinn verbinden will.

Kürzlich wohnte ich einer selten mißglückten und selten interessanten Vorlesung bei: In einem Hause in der Bendlerstraße hatte sich eine Bourgeois-Familie aus wer weiß welchen Gründen zum Vortrag die Person eines Herrn Lyk[2] verschrieben. Das unmögliche Publikum dabei bildeten außer einigen obligaten Bourgeois vor allem: [. . .] Martin Gumpert, einige junge Damen aus dem wilden Westen Berlins. Herr Lyk, ein unbestreitbar schizophrenes Talent ist bekannt (bei solchen, die dies ihrerseits nicht sind) als eine wissensschwangere, geisterkundige, weltgereiste [!] und vollkommen esoterische Persönlichkeit im Besitze aller Arkana. Er dürfte nicht viel weniger als 45 Jahre zählen. Konfession, Herkommen und Einkommen bleiben noch zu ermitteln, und ich bin nicht faul. Dieser Herr, der sich als ein ins Verhungerte, Totenkopfhafte und nicht durchaus Reinliche verhextes „Genie" (Felix N.) beschreiben ließe, sprach mit der Haltung (nicht

fern das noch in Frage kommt) mich mit der Zeitschrift nur befassen werde, falls dies mit anderen Vorhaben nicht zusammenstößt, lasse ich vorderhand alle Arbeit daran ruhen, während ich Weissbach mit drohendem Schweigen begegnen werde. Derselbe scheint von dem Vorgeben, meinen Baudelaire erscheinen zu lassen, noch immer nicht ablassen zu wollen.

Viel ernster als dies scheint, was ich von Wolf Heinle höre, der nun schon dreiviertel Jahre bettlägerig – an Tuberkulose wie sich nun ergibt – keine Hoffnung und keine Mittel hat. Ich halte es für sehr fraglich ob er wieder gesund wird. Auch Dir wird in kurzem eine Liste zugehen, die ich im weitesten Kreise meiner Bekannten vorlege, um ihm Geld zur Verfügung zu stellen. Ob sonst für seine Heilung etwas Wirksames geschehen kann, ist sehr schwer zu sagen.

Heute abend sind wir bei [Moses] Marx.[1] Sein Prospekt betreffs der hebräischen Incunabeln kam neulich – Dora unterstützt ihn bei dessen Übersetzung ins Englische. Auch ich bin mit Büchern – und nicht nur eigenen – beschäftigt, indem ich neuerdings einige Zeit auf intensives Büchersuchen mit anschließendem Verkauf verwende. Das kleine Andachtsbuch, das ich für 35 M in Heidelberg kaufte, habe ich hier bei Schönlank für 600 M verkauft. Neulich fand ich eine Erstausgabe von Nestroy für 10 M, die ich aber behalte. Vorläufig fällt bei diesen Sachen noch nicht genug ab und da die Angelegenheiten mit meinen Eltern noch durchaus unübersichtlich liegen, so ist unsere Lage schlecht. Bei Gutkinds scheint sie katastrophal zu werden. Da es mit seiner Mutter noch immer beim Alten ist, so hat Erich sich vor einigen Tagen entschlossen, um das Geld für den Haushalt irgendwie zu beschaffen, Stadtreisender für Margarine zu werden. Ich konnte nicht umhin diesen Entschluß mit dem meinigen (aus den ersten Augusttagen 1914) zu vergleichen: zur Kavallerie zu gehen. Seine Lage ist nicht zum Scherzen. Aber wenn das glücken soll, so muß der liebe Gott mit verkaufen.

Wie unschön sticht von meinem ausführlichen Schreiben der karge Text Deines letzten Briefes ab. Und auch die

hatte vor einiger Zeit erklärt, jede weitere Unterstützung an die Bedingung zu binden, daß ich in eine Bank gehe. Ich habe das abgelehnt und damit stand der Bruch bevor, als, durch meine Mutter hergerufen, mein Schwiegervater eintraf. Seitdem verhandelt er mit meinen Eltern, denen ich meinerseits zugestanden habe, für meinen Erwerb tätig zu sein, jedoch unter der doppelten Bedingung, daß dies erstens in einer Weise geschieht, die mir die künftige akademische Laufbahn nicht versperrt, d. h. also auf keine Weise als kaufmännischer Angestellter, zweitens, daß mein Vater mir sogleich ein Kapital auszahlt, mit dem ich mich an einem Antiquariat beteiligen kann. Denn ich bin gewillt, die Abhängigkeit von meinen Eltern, die sich bei deren ausgesprochner Kleinlichkeit und Herrschsucht sowohl für mich als auch besonders für Dora zu einer alle Arbeitskraft und Lebenslust verschlingenden Tortur ausbildete, unter allen Umständen zu beenden. In den vergangenen Wochen habe ich nicht ohne Erfolg kleinere Geschäfte mit Büchern gemacht und muß eben, wenns nicht anders geht dies so geschickt und so viel als möglich weiterführen, indem ich derweilen meine Habilitation beschleunigt zu bewirken suche, damit wir nicht völlig entblößt dastehen ehe dieser Termin der Habilitation, zu welchem meine Eltern dann höchst wahrscheinlich eine Verständigung suchen würden, erreicht ist. Die Verhandlungen haben einen schleppenden Gang, so daß wir auf das schlimmste gefaßt sind. So unqualifizierbar die Gesinnung meiner Eltern, deren Vermögensumstände zur Zeit sehr gut sind, ist, ebenso außerordentlich ist die Entschiedenheit, mit der meine Schwiegereltern nicht nur moralisch sondern, trotz ihrer beschränkten Mittel auf nachdrückliche Weise auch finanziell uns zur Seite stehen. – Da Du in Deinem letzten Briefe unsere Zukunftssorgen Dir zu eigen gemacht hast, so kann ich Dir also, anschließend an diesen Bericht, näher antworten. Den Plan einer Leihbibliothek habe ich wohl überdacht. Dabei ergaben sich wie mir scheint zwei Möglichkeiten: entweder ein solches Institut im Westen oder eines in einer andern Stadtgegend zu gründen. Im Westen ist die Konkurrenz vom Kaufhaus und besonders von Amelang, mit der niemand

konkurrieren kann, das Kapital, welches dazu erforderlich wäre, wäre immens. Was aber das kleinere Publikum sowohl des Westens (Schöneberg u. s. w.) als besonders der andern Stadtgegenden betrifft, so fragt es – die Durchsicht vieler solcher kleinen Bibliotheken, die ich bei meinen Einkaufsrunden vorgenommen habe, beweist es – nur nach Courths-Mahler, und wenns hoch kommt, Rudolf Herzog. Hier wäre gar kein Feld, den Spürsinn und die Kenntnis von Büchern zu entfalten, sondern es hieße ein Heringsgeschäft aufmachen, mit dem einzigen Unterschied, daß eine Leihbibliothek des kleinen Manns erstens mit einer vielleicht nicht guten Konjunktur, zweitens mit der Konkurrenz derjenigen Papiergeschäfte zu rechnen hat, die in den ärmern Vierteln solche Leihbibliotheken sich angegliedert haben. – Mir scheint, wie ich mir die Sache hin und wieder wende, der Antiquariatshandel bei weitem die meisten Aussichten zu bieten. Was das Lokal angeht, so habe ich ganz im Sinn Deines Vorschlags dabei an die Angliederung an eine gewöhnliche Buchhandlung oder ein Antiquitätengeschäft, jedenfalls an einen schon bestehenden Laden gedacht. Mit Erich [Gutkind] habe ich diesen Plan noch nicht besprochen, weil ich durch die Anwesenheit meines Schwiegervaters an den Grunewald gebunden bin. Dagegen habe ich ihm früher schon die Grundzüge eines solchen Planes vorgelegt, zu einer Zeit, als er sich von andern Wegen, die inzwischen sich als ungangbar für ihn erwiesen – wer konnte glauben, daß Erich sich zum Stadtreisenden eignet! – mehr versprach.

Bei alledem befasse ich mich eifriger als je mit der Prüfung der Habilitationsaussichten. Denn je starrsinniger meine Eltern sich zeigen, desto mehr muß ich auf meinen Ausweis öffentlicher Anerkennung, der sie zur Ordnung ruft, bedacht sein. Wiewohl bei diesen neuen Erwägungen Heidelberg nicht mehr im Vordergrunde steht, werde ich doch anfang November dorthin gehen, um Gewißheit zu holen. Auf die Einkehr bei Euch freue ich mich natürlich sehr. Wenn sich – wie es fast den Anschein hat – unter Umständen meine Chancen außerhalb des Bereichs der reinen Philosophie verbessern könnten, so werde ich auch die Habilitation für neuere

Germanistik ins Auge fassen. – Von Weissbach weiterhin keine Nachricht. Ich habe mir im Stillen ein ultimatum für den Baudelaire bestimmt, wenn er dies verfehlt entziehe ich ihm denselben. Hoffentlich kann ich bald über neue Anknüpfungen berichten. Dem Angelus aber bitte ich Dich um seiner Ankündigung willen ein freundliches Gedächtnis zu bewahren. Ich jedenfalls werde es so halten: diese nicht geschriebne Zeitschrift könnte mir nicht wirklicher und nicht lieber sein, wenn sie vorläge. Heute aber – und wenn Weissbach mit einer fertigen Druckerei zu mir käme – würde ich sie nicht mehr machen. Denn die Zeit wo ich ihr Opfer zu bringen gewillt war ist vorüber. Und allzuleicht würde sie das Opfer der Habilitation erfordern. Vielleicht kann ich den Angelus einmal in Zukunft erdwärts fliegen sehen. Für den Augenblick jedoch wäre mir eine eigne Zeitschrift nur als privates und von mir aus sozusagen anonymes Unternehmen möglich und hier würde ich Deiner Initiative willig mich unterordnen. – Gelegentliche Mitarbeit bei Hofmannsthal wäre mir übrigens durchaus genehm. Die Einleitung zum Nachlaß Heinles, mit dessen Erscheinen ich natürlich auch nicht mehr rechne, ist immer noch meine einzige Arbeit. Aber die Vorarbeit neigt sich zum Abschluß und die Abfassung kann nicht mehr als einen Monat erfordern.

[. . .]

Mit den herzlichsten Grüßen von uns beiden

Dein Walter

113 An Gerhard Scholem

Braunfels im Lahntal, 30 Dezember 1922

Lieber Gerhard,

im Grunde bin ich wieder einmal mitten auf einer Abenteuerreise. Zum mindesten ist ziemlich bewegt was hinter mir liegt. Aber ich habe hier (bei Rang) zum Schreiben nicht sehr viel Zeit – auch läßt sich alles weit besser erzählen.

Mein Befinden ist gut, in jeder Hinsicht. Freilich weiß ich nicht, ob ich Grund dazu habe. Aber gegen meine Gewohnheit sehe ich letzten Endes zuversichtlich drein. Nicht etwa – fern sei es – weil der Angelus erscheinen soll. Man schämt sich, es zu sagen, aber zu leugnen ist es nicht, daß ich in Heidelberg die Korrektur meiner Ankündigung gelesen habe. Und dies ist vorderhand alles. Ferner habe ich in Heidelberg Erfahrungen gemacht, die mich eine Habilitation dort vorläufig nicht ins Auge fassen lassen. Lederer hat mich, nach dem ersten Besuch, den ich ihm im Seminar machte, nicht mehr eingeladen. Sicher nur, weil er aus Zeitmangel nichts für mich tun konnte. Er weiß vor Geschichten nicht, wo ihm der Kopf steht. Aber ebenso schief ist das andere geraten. Nämlich ich habe im Kreise von Marianne Weber (als sich ganz unerwartet mir die Möglichkeit bot, dort zu sprechen, mich entschließen müssen, das erste beste zu tun und) einen Vortrag über Lyrik gehalten: die Gedanken des Aufsatzes vorgetragen, der mich seit dreiviertel Jahren beschäftigt. Dafür habe ich eine Woche fast Tag und Nacht gearbeitet und die Arbeit im Entwurf zu Ende geführt. Aber der Vortrag prallte ab. Ich mache mir darüber keine Vorwürfe, denn: wollte ich überhaupt hervortreten, so war nichts anderes zu tun. Meiner Arbeit hat es genützt. – Die Habilitationsaussichten sind auch dadurch erschwert, daß ein Jude, namens [Karl] Mannheim, sich dort bei Alfred Weber voraussichtlich habilitieren wird. Ein Bekannter von Bloch und Lukács, ein angenehmer junger Mann, bei dem ich verkehrt habe.

Von Frankfurt schriftlich nur soviel, daß ich [Franz] Rosenzweig aufgesucht habe. Sei es, daß Du es mir nicht oder nur beiläufig gesagt hattest, sei es, daß es Dir noch unbeträchtlich schien, ich erfuhr erst durch seinen Brief und gleichzeitig durch einen Dritten, daß er sehr schwer krank ist. Die Lähmung hat das Sprachzentrum ergriffen, so daß er nur mehr sehr schwer verständliche Wortfragmente herausbringt. Seine Frau, die ich sehr schön finde, versteht und übersetzt sie. Ich konnte nur ungefähr dreiviertel Stunden bleiben. (Gegen Ende meines Besuches kam Herr [Eugen]

Breitenstein, 1. Februar 1923

[...] Von mir ist wirklich nicht Gutes zu berichten. Meine Bemühungen in Frankfurt scheinen, nach einem undurchdringlichen Schweigen aus dieser Gegend zu schließen, ebenfalls nicht aussichtsreich. Ich weiß nicht, ob ich Dir schrieb, daß Dr. [Gottfried] Salomon unter nicht ungünstigen Auspizien meine Dissertation und die Wahlverwandtschaftenarbeit Prof. Schultz[1] übergeben hatte. [...] Zu alledem hat die Unmöglichkeit in Deutschland zu verbleiben zugenommen und die Aussicht von dort fortzukommen sich in nichts verbessert. Hier bin ich allzusehr auf bloße Erholung und Nichtstun beschränkt, als daß ich mir durch irgend eine intensive Arbeit die Trübnis dieser Ansichten fernhalten könnte. Sowie ich zurück bin nehme ich die Einleitung zum Nachlaß wieder auf mit dem etwas bitteren Gefühl, sie im gegebenen Augenblick des Abschlusses in meinen Schreibtisch zu versenken. Dann werde ich noch meine Habilitationsschrift verfassen und nach neuen vergeblichen Bemühungen eines Tages weder um Publizistik noch Akademik mich kümmern, und wo auch immer ich sein werde, Hebräisch lernen, wobei doch endlich auf jeden Fall irgend etwas für mich herauskommen wird. Soweit es bei diesen Aussichten möglich ist, bleibe ich ruhig und im Wesentlichen selbst zuversichtlich. Mein nächster Wunsch aber bleibt, die Wohnung bei meinen Eltern aufgeben zu können.

Daß Du bald nach Palästina gehst macht mich natürlich sehr sehr betrübt[2]. Mein Schwager[3] ist in Wien eben von dort zum Besuch gekommen.

Dein Walter

Lieber Gerhard,
vor zwei Stunden bekam ich die Nachricht, daß Wolf Heinle gestern nachmittag, am 1. Februar, gestorben ist.

1 Franz Schultz (1877–1950).
2 Scholem ging im September 1923 nach Jerusalem, nachdem er in

Berlin und Frankfurt den größeren Teil des Jahres mit W. B. zusammen gewesen war.
3 Viktor Kellner, der Bruder von Dora Benjamin, Mitbegründer des Dorfes Benyamina in Israel.

115 An Florens Christian Rang

Breitenstein, 4. Februar 1923

Lieber Christian,

ich darf mich mit der traurigen Nachricht, die ich zu geben habe, kurz fassen: am Donnerstag, den ersten Februar nachmittags ist Wolf Heinle gestorben. Nähres von seinem Tode weiß ich noch nicht. Doch weißt Du ja, wie sehr ich mit ihm rechnen mußte. Was ich verlor, das zu ermessen kennst Du mein vergangnes Leben genau genug. Er und sein Bruder waren die schönsten Jünglinge, die ich gekannt habe.

[...]

Herzlichst Dein Walter

116 An Florens Christian Rang

24. 2. 23

Lieber Christian,

unsere letzten Briefe sind die kreuz die quer an einander vorbei gereist. Ich hätte so viel zu berichten und vielleicht auch manches zu sagen. Es ist gut, daß wir uns nun bald sehen. Ich stehe da, wo ich wieder einmal *allen* Mut brauche um den Kopf oben zu behalten, mein Weg ist weniger sicher als ich es wünsche und dazu die Widrigkeiten des äußern Lebens, die manchmal wie Wölfe von allen Seiten kommen, man weiß nicht, wie man sie abhalten soll. Und dazu der Tod: das Sterben der wenigen Menschen, an denen man,

Herzliche Wünsche für Helmuth.[1] Und an Euch, Dich und Deine Frau, die herzlichsten Grüße.

Dein Walter

[1] Helmut Rang, geb. 1897, Sohn von Florens Christian Rang.

117 An Florens Christian Rang

Berlin, 2. 4. 23

Lieber Christian,

überall in Berlin hört mans wispern von Deinem und Bubers Kommen und nur wir gehen unter soviel Nachrichten leer aus. Wir rechnen nun mit Deiner Ankunft, gemäß Deiner Nachricht an Ottos[1], für die zweite Aprilwoche und freuen uns auf sie. Hier wirst Du ein wunderbares Ding finden, nämlich neue Druckbogen des Baudelaire, der also offenbar nach transzendentalen Zeitmaßen zu erscheinen beginnt. Bei den ungeheuerlichen Erfahrungen, welche man mit Verlegern machen muß, genügt so etwas bereits (leider!) um ihm ein Gran der alten Sympathie zurückzugewinnen. Cassirer hat jetzt in der Tat nach dreimonatlichem Studium meine Wahlverwandtschaftenarbeit zurückgegeben. Er wird sie – wegen technischer Schwierigkeiten – nicht drucken. Immerhin bin ich noch nicht verzweifelt, sie an den Mann zu bringen.

Vor ein paar Tagen bekam ich das Protokoll. Daß dieses vervielfältigt und versandt wird, wußte ich garnicht und – offen gestanden – warum es geschieht, ist mir nicht einleuchtend. Ist doch das einzig Wesentliche solcher Zusammenkunft wie der in Gießen, das lebende Wort von Mund zu Mund auf so primitive Weise nicht festzuhalten. Und streift man mit dieser Promulgationsform nicht an so Vieles, was man zu vermeiden gedachte, indem die Verbreitung dieser Protokolle ja bald auf unkontrollierbaren Wegen vor sich gehen wird. So waren mindestens meine Äußerungen in Gießen

nicht gemeint – ich scheue in dergleichen Dingen diese Art der Öffentlichkeit, aus Überzeugung. Soll auch von dieser Gießner Zusammenkunft das Protokoll vervielfältigt werden, so bitte ich Dich sehr, was mich angeht es bei der Konstatierung meiner Anwesenheit bewenden zu lassen – ohnedies habe ich nicht viel Belangreiches geäußert soviel ich mich erinnere.

[...] Den Jürg Jenatsch, den ich mir von Dir lieh, habe ich mit großem Genuß fast schon zu ende gelesen. Das Buch fesselt, auf seinem hohen Niveau, mich mit der Kraft, mit der See- oder Indianergeschichten als Junge auf mich wirkten. Ich bewundere an ihm die Sauberkeit und Zurückhaltung, die es einer meisterhaften Zeichnung ähnlich machen. Ob freilich nicht eine Spur falscher „Renaissance" hie und da an den Partien haftet, die das Historische sehr nahe berühren, möchte ich nicht entscheiden.

[...] Bis dahin herzlichste Grüße an Dich und Deine Frau von uns beiden.

Dein Walter

1 Mit Gutkinds befreundetes Architektenehepaar.

118 An Florens Christian Rang

Berlin [28. 9. 23]

Lieber Christian,

ich will versuchen, unsern Briefwechsel dem Schicksal des Einschlafens, dem hier alles bis zum furchtbaren Erwachen verfallen scheint, zu entziehen. Mein langes Schweigen legt natürlich auf seine Weise auch Zeugnis von dem Elend ab, in das auch wir mehr und mehr hineingerissen werden. Den schwerern Teil hat zunächst Dora zu tragen, vom ersten Oktober an wird sie eine Stelle bei einem amerikanischen Journalisten annehmen und also tagsüber gebunden sein. Was mich betrifft, so liegt die Aufgabe, mich in Frankfurt

durchzusetzen, auch nicht leicht auf mir. Es handelt sich darum, eine Arbeit, deren Stoff refraktär und deren Gedankenentwicklung subtil ist, zu forcieren. Ich weiß noch nicht, ob es mir gelingt. Auf alle Fälle bin ich entschlossen ein Manuscript anzufertigen, d. h. lieber mit Schimpf und Schande davongejagt zu werden als mich selbst zurückzuziehen. Ich habe auch die Hoffnung nicht aufgegeben, daß in dem so sichtbaren Verfall der Hochschulen man über manches hinwegsehen könnte, um einen in gewisser Hinsicht willkommnen Dozenten zu gewinnen. Aber die Verfallserscheinungen wirken auf der andern Seite auch lähmend. Fest steht, daß dieser intensive Versuch, von Deutschland aus eine Brücke für mein Fortkommen zu schlagen, mein letzter ist, und daß, wenn er scheitert, ich werde schwimmend mein Heil versuchen müssen d. i. mich im Ausland irgendwie durchzuschlagen, denn weder Dora noch ich können dieses Abbröckeln aller Lebenskräfte und Lebensgüter längerhin ertragen. In der Großstadt zumal sieht man es tagtäglich zunehmen. So sind die Verkehrsmittel in unsrer Gegend fast völlig fortgefallen und Dora hat, schon um ihrer Stellung willen, versuchen müssen, für uns eine Stadtwohnung zu erhalten. Der letzte Monat ist über den Bemühungen dafür hingegangen; augenblicklich liegt die Sache beim Wohnungsamt. – Heute traf die letzte Korrektur meines Baudelaire ein, der, wenn er herauskommt, bis auf weiteres wohl unter den letzten deutschen Publikationen sich befinden dürfte, denn alles was mit dem Buchgewerbe verbunden ist, siecht dahin. Natürlich wird auch dies Buch eine Luxusausgabe mit geringer Auflagehöhe. Ich habe daran gedacht, wie die Aussichten für die Neuen deutschen Beiträge sein mögen. Ich bin nunmehr in jeder Hinsicht bereit, mich, sei es durch Dich, sei es selbst, mit dem Manuscript meiner Wahlverwandtschaftenarbeit an Hofmannsthal zu wenden und erwarte Deine Vorschriften. – Scholem ist vor zwei Wochen nach Jerusalem abgefahren, wo er wohl über kurz oder lang eine gesicherte Stellung an der Bibliothek haben wird.

Gern würde ich denken, daß in Eurer Zurückgezogenheit die Tage besser und gut dahingehen und welche Nachricht

Ihr aus Davos habt. An das Schicksal der Schrift, die Du in Frankfurt verlasest, denke ich bekümmert. Es ist wohl aussichtslos, daß sie gedruckt wird. Auch wirst Du wissen, daß Bubers Sammelschrift, für die ich meinen Aufsatz umgearbeitet hatte, nicht erscheint. Ich klammere mich an den Gedanken einer Privatzeitschrift in unserm frühern Sinn fest, ohne irgendwo die Möglichkeit der Verwirklichung zu sehen. Manchmal denke ich die „Nacht da niemand wirken kann" ist schon eingebrochen.

Bitte laß bald ein paar tröstliche Worte hören und sei herzlich gegrüßt mit Deiner Frau von Dora und deinem Walter

[...]

119 An Florens Christian Rang

7. Oktober 1923

Lieber Christian,

bei täglich wachsender Beklemmung war es sehr tröstlich, daß endlich so aufmunternde und ausführliche Nachricht von Dir kam. Von Deinem Manuscript[1] erwarte ich weiter neue Belebung. Mit dessen Gedanken habe ich die merkwürdige Erfahrung gemacht, daß nirgends ihre von mir versuchte Mitteilung positiv ergriffen wurde, vielmehr eigentlich unverstanden blieb. Ich glaube zwei Gründe dafür annehmen zu dürfen: erstens daß heute jedes geistige Unternehmen und jedes so begründete wirtschaftliche, das sich die Erhebung Deutschlands vorsetzt, bei denjenigen, die mit wahrem Bewußtsein die letzten zehn Jahre hier durchlitten haben, mit einem bösen Omen behaftet zu sein scheint; zweitens daß die Voraussetzung Deiner Forderung in der Tat persönliche Bindungen, will sagen durchaus gemeinsam erfahrene Not einschließt. Vielleicht, ja wahrscheinlich, wird Deine ursprünglichere Gedankenentwicklung manchen überzeugen, bei dem meine Vermittlung versagen würde. Ob und wie ich meine Beischrift abfassen kann, will ich Dir mitteilen, wenn

Von dem Hofmannsthalschen Brief[2] scheint es Dir entgangen zu sein, daß er den Wunsch ausspricht, vorderhand mögest Du vermittelnd zwischen ihm und mir bleiben. Aus diesem Grunde bitte ich Dich sehr, die Manuscripte, die ich Dir in Kurzem zur Verfügung stellen werde, an ihn weiterzuleiten und sie auch, gleichsam in meinem Auftrage, mit ein paar Begleitzeilen zu versehen. Ich halte es für sehr angezeigt, den Wink Hofmannsthals genau zu befolgen. Ohnehin macht mir im Wahlverwandtschaftenaufsatz eine Stelle, in der ich meine Meinung über den ihm nächststehenden Rudolf Borchardt andeute (wenn auch vorsichtig und sehr maßvoll) Sorge. Denn Hofmannsthal wird – und soll – in diesen Beziehungen nicht weitherzig sein. Zunächst erhältst Du 1) Wahlverwandtschaftenarbeit 2) einiges von Heinle und vielleicht 3) früher von mir Erschienenes. – Sobald Du hinsichtlich des Druckes Deiner „Deutschen Bauhütte" einen Bescheid hast, teile ihn mir bitte mit.

Für heute noch die herzlichsten Grüße von uns beiden an Dich und Deine Frau.

Dein Walter

1 Florens Christian Rang Deutsche Bauhütte. Ein Wort an uns Deutsche über mögliche Gerechtigkeit gegen Belgien und Frankreich und zur Philosophie der Politik. Mit Zuschriften von Alfons Paquet, Ernst Michel, Martin Buber, Karl Hildebrandt, Walter Benjamin, Theodor Spira, Otto Erdmann. Sannerz, Leipzig 1924. – Die Zuschrift B.s: vgl. Brief vom 23. 11. 1923 an Rang.

2 Vgl. Hugo von Hofmannsthal u. Florens Christian Rang: Briefwechsel 1905–1924, in: Die Neue Rundschau 70 (1959), S. 402–448, bes. S. 419 ff.

120 An Florens Christian Rang

Berlin [24. 10. 23]

Lieber Christian,

die eingeschriebene Sendung – ihr Inhalt: Kritik der Gewalt, Argonautenheft, Wahlverwandtschaftenarbeit, Auswahl von

gesteigert. (Gutkinds liegen wieder einmal in Siegfriedstellung vor dem Lützowplatz, ich hoffe es endet nicht mit einem Versailles.) A propos französische Angelegenheiten, so habe ich, unentwegt und verschlagen für das Wachstum meiner Bibliothek auf dem Posten, noch jetzt, bei wahrhaft ungeheuerlichen Marktverhältnissen, durch einen Tausch eine ganze Menge Sachen von Stendhal und Balzac angeschafft. Ferner die erste deutsche Danteübersetzung (in Prosa) von Bachenschwanz 1768. Das Studium des Barock läßt mich übrigens fast täglich die Bekanntschaft bibliographischer Merkwürdigkeiten machen. Im übrigen ist wieder wenig Gutes mitzuteilen. Doras Gesundheit hält mich unablässig in Atem. Sie will von Schonung im Augenblick, da unsere wirtschaftliche Existenz auf ihrer Stellung steht, im Augenblick nichts wissen. Vielleicht wird sich hier aber eine Lösung ergeben, indem der Chef geneigt scheint, den Bürodienst einzuschränken, wobei dann auch Doras Stellung nur einen halben Arbeitstag verlangen würde.

Bitte gib mir recht bald über alles Dich und uns Betreffende Nachricht. Schrieb ich Dir schon, daß mein Baudelaire erschienen ist. Freiexemplare habe ich noch nicht erhalten.

Mit den herzlichsten Grüßen an Dich und Deine Frau

Dein Walter

1 Auf den Tod von C. F. Heinle und Rika Seligson; das Manuskript scheint verloren.

121 An Florens Christian Rang

Berlin [8. 11. 23]

Lieber Christian,

erst gestern ist Dein Manuscript in meine Hände gekommen. Nun aber stellt ein neuer Mißstand sich ein. Bei der gegenwärtigen Lage meiner Arbeit ist es mir radikal unmöglich, die Lektüre, die doch überall in mir die Probleme lebhaft in Bewegung versetzt, im Laufe weniger Tage zu beenden, wie

Für heute nichts mehr. Wegen der Bauhütte erwarte ich Deinen Bescheid.

Herzlichste Grüße Dein Walter

122 An Florens Christian Rang

18. Nov 1923

Lieber Christian,

ursprünglich gedachte ich auch diese Nachricht auf eine Postkarte zu beschränken, indem ich aber Deine letzten Briefe und den liebevollen Anteil, der aus ihnen allen spricht überdenke, entschließe ich mich schon jetzt ausführlicher zu sein. Wiewohl ich gerade beim Schreiben Deinen Brief an Erich [Gutkind] gerne zur Hand gehabt hätte. Ich habe ihn zwar gelesen, aber mein Gedächtnis ist allzu durchlässig. Im vorhinein gestehe ich zu, daß meine Situation nicht der Erichs in jeder Hinsicht gleich ist. Erich hat – ich gehe hier mit einem Wort näher in den Zusammenhang ein – das positive des deutschen Phänomens wohl nie erfahren, sondern vor Jahren in einer sehr unglücklichen Weise in jenen ersten Büchern, die er überwunden hat, dem Europäischen in einer unvorsichtigen Weise, die für den Sehenden eines Tages notwendig sich enthüllen, als Irrtum enthüllen mußte, sich verschrieben. Indessen für mich immer begrenzte Volkstümer im Vordergrunde standen: das Deutsche, das Französische. Daß und in wie tiefer Weise ich an das erstere gebunden bin entschwindet meinem Bewußtsein niemals. Am wenigsten könnte es das über meiner gegenwärtigen Arbeit, denn nichts führt tiefer und bindet inniger als eine „Rettung" ältern Schrifttums, wie ich sie vorhabe. Wenn ich gar die Erfahrungen meines Lebens anschaue, so bedarf das Dir gegenüber, der Du sie so gut kennst, erst recht keines Wortes. Nun aber sind einige Instanzen zu nennen, welche Du nicht nach ihrer Tragweite für mich zu wägen scheinst. Ich beginne mit der gegenwärtigen Lage des Deutschtums. Gewiß stehst Du

mir heute für das wahre Deutschtum (ja auf die Gefahr, Dich zu verstimmen, möchte ich fast sagen, Du allein, unter dem großen Eindruck, den die leider nur fragmentarische Lektüre der „Bauhütte" auf mich gemacht hat.) Aber nicht zum ersten Male erfährst Du von mir, daß ich nur ungeheuer widerstrebend, nur mit tiefsten Bedenken, Deine Gefolgschaft mit meiner Person, mit dem Jüdischen in ihr vermehre. Nicht aus opportunistischen Erwägungen stammen diese Bedenken, sondern aus der jederzeit zwingend mir gegenwärtigen Einsicht: daß in den furchtbarsten Augenblicken eines Volkes einzig die zu reden berufen sind, die ihm angehören, nein mehr: die ihm im eminentesten Sinne angehören, die nicht allein das mea res agitur sagen, sondern propriam rem ago aussprechen dürfen. Reden soll der Jude sicher nicht. (Mir ist die tiefe Notwendigkeit in Rathenaus Tod immer klar gewesen, indessen der Landauers, der nicht „geredet", sondern „geschrieen" hat, die Deutschen mit anderer Schwere bezichtigt.) Soll er *mit*reden? Das ist auch eine der Fragen, und zwar die objektiv wichtigste, welche die Aufforderung zur „Zuschrift" in mir erweckt. Und sollte ich dies in diesem Zusammenhange, in den es gehört, nicht sagen dürfen, daß eine Schrift, deren Wirkung mit so feinen Gewichten ausgewogen werden wird, wie es der Deinigen geschehen muß, sich Unrecht tut, indem sie [...] Martin Buber unter ihr Gefolge aufnimmt. Hier, wenn irgendwo sind wir im Kern der gegenwärtigen Judenfrage: daß der Jude heute auch die beste deutsche Sache für die er sich *öffentlich* einsetzt, preisgibt, weil seine öffentliche deutsche Äußerung notwendig käuflich (im tiefern Sinn) ist, sie kann nicht das Echtheitszeugnis beibringen. Ganz anders legitim können die geheimen Beziehungen zwischen Deutschen und Juden sich behaupten. Im übrigen gilt, wie ich glaube, mein Satz: daß alles was von deutsch-jüdischen Beziehungen heute *sichtbar wirkt*, dies zum Unheil tut und daß eine heilsame Komplizität die edlen Naturen beider Völker heute zur Schweigsamkeit über ihre Verbundenheit verpflichtet. – Die Frage der Auswanderung, um auf sie zurückzukommen, hat nur im Sinn dieser defensiven Antwort auf Deinen Verpflichtungs-

versuch mit der jüdischen Frage zu tun. Im übrigen nicht. Vielmehr resümieren deren Anforderungen für mich vorderhand sich darin: Hebräisch zu lernen. Wo ich dann auch sein werde, werde ich das Deutsche nicht vergessen. Wiewohl auch dies gesagt werden muß: daß der verstockte Geist, mit dem dieses Volk zur Stunde sich darin überbietet, seine zuchthaushafte Einzelhaft zu verlängern, allmählich auch seine geistigen Schätze, wenn nicht verschüttet, so doch rostig, schwer zu handhaben und zu bewegen macht. Wir wissen ja, daß die Vergangenheit kein musealer Kronschatz ist, sondern etwas das immer von Gegenwart betroffen ist. Deutschlands Vergangenheit leidet jetzt unter der Abschnürung des Landes vom übrigen Erdleben, wer weiß wie lange sie hierzulande noch lebendig erfaßt werden kann. Ich für meine Person stoße schon jetzt auf die Grenze. Und ohne bei den geistigen Problemen zu verweilen, wende ich mich zu den materiellen. Ich sehe – selbst mit Habilitation – keine Möglichkeit meinen Aufgaben auch nur halbwegs ungeteilt mich zuwenden zu können. Wer in Deutschland ernsthaft geistig arbeitet, ist vom Hunger in der ernsthaftesten Weise bedroht. Ich spreche noch nicht vom *Ver*hungern, aber immerhin aus Erichs und meiner (in dieser Hinsicht sehr verwandten Lage und) Erfahrung heraus. Gewiß gibt es vielerlei Arten zu hungern. Aber keine ist schlimmer als es unter einem verhungernden Volke zu tun. Hier zehrt alles, hier nährt nichts mehr. Meine Aufgabe, selbst wenn sie hier wäre, wäre hier nicht zu erfüllen. Dies ist die Perspektive, aus der ich das Auswanderungsproblem ansehe. Gebe Gott, daß es lösbar ist. Vielleicht gehe ich schon in wenigen Wochen fort, nach der Schweiz oder nach Italien. Wenn meine Exzerpte gemacht sind kann ich dort besser arbeiten und billiger leben. Aber dies ist natürlich keine Lösung. Was mir da an Möglichkeiten, *vage genug*, vorschwebt, sei auf das Gespräch verspart. Was Palästina angeht, so gibt es zur Zeit für mich weder eine praktische Möglichkeit noch eine theoretische Notwendigkeit hinzugehen.

Dora denkt eventuell, zunächst um das Terrain zu sondieren, an Amerika, wohin sie betreffs eines Postens ge-

26. November 1923

Lieber Christian,

wenn auch in den letzten Tagen von Dir zu uns mehr gekommen ist, als daß die Resonanz davon sich einem Briefe allein einschließen lassen könnte, so bin ich doch froh nicht früher geschrieben, vielmehr die Absendung eines fertigen Briefs von Tag zu Tag verschoben zu haben, da er nun in einen neuen sich auflösen läßt. Zwei sonderbare Aufgaben sinds, die letzthin ja fast einen ganzen Tag mit verschwindend unscheinbaren Resultaten mich gekostet haben: die „Zuschrift" die hier beiliegt und heute ein noch weit schmälerer Brief an Hofmannsthal. Du weißt um Autoren-Verfassungen zu gut Bescheid, als daß ich auszumalen brauchte, wie sehr die Zeilen von Hofmannsthal mich beglückt haben (da sie dies zu tun vermögen, ohne irgend die Eitelkeit ins Spiel zu bringen). Es ist dieses Besondere an ihnen, daß sie jenen vom Berühmten über den Unbekannten fast unvermeidlichen Nebenton vermissen lassen: als legitimiere erst das Lob des ersten die Leistung des zweiten. Meine Antwort glaubte ich ebenso dankbar wie formvoll halten zu müssen... Unvermutet und im höchsten Maße gewinnend ist in der Tat, was er zu Deiner politischen Schrift äußert. Eine Stellungnahme, wie er sie in Aussicht stellt, würde angesichts seiner Denkweise und seiner Vergangenheit von der höchsten positiven Bedeutung für ihn selbst sein. Sie würde für ihn zeugen wie kaum etwas anderes. Zu meiner Zuschrift bemerke ich: sie ist entstanden aus dem Bedürfnis, Dir für das was Du mit ihr geleistet auf meine Weise, besser: an meinem Teil zu danken und jeden Anschein als ließe ich Dich in dieser Sache im Stich zu meiden. Sie sagt nahezu alles, was ich bei dieser Gelegenheit zu sagen habe. Die Judenfrage etwa dabei zu berühren wäre gelinde gesagt mal à propos. Ein Hauptbedenken, das ich *vor dem Schreiben* zu berücksichtigen hatte, war meine schwebende Frankfurter Habilitationsangelegenheit. Die Empfindlichkeit einzelner Fakultätsmitglieder in den in

weise viel früher vor dem Nichts. Wenn meine akademischen Pläne nicht bald zur Entscheidung kommen, so werde ich, vermutlich in Wien, in ein Geschäft gehen. Dora hat wie ich wohl schrieb ihre Stelle wegen Büroeinschränkung verloren. Ob sie nach Amerika geht, ob wir uns überhaupt auf längere Zeit trennen, ist noch sehr fraglich. Stefan hat stets bei meinen Schwiegereltern ein Asyl. Auch bei Lucie und Erich [Gutkind] ist übrigens die Finanzlage, ja die Ernährungslage kritisch. Stellt doch Erichs Physis, wie ich erst gestern Lucie gegenüber aussprach sicher besonders hohe Anforderungen an Ernährung, wie man ihnen jetzt beim besten Willen kaum nachkommen kann .. Diesen Zeilen möchte ich noch einige Worte über Deinen letzten Brief an Erich beifügen, währenddem ich Deine platonischen Überlegungen, soweit ich deren nicht ganz leichten Zusammenhang im Briefe erfassen kann, Späterem vorbehalte. Im tiefsten Grunde dem Gespräch, denn diese Gedanken berühren die Grenze an der der Briefwechsel versagt und das Gespräch beginnt. Zu Deinem Brief an Erich dies: es gibt darin Eines, in dem ich Dir voll beistimme, ein anderes, worin ich Dir widerspreche. Überaus wahr und à propos scheint mir, was Du vom „Stil des Bekennens" äußerst. Ich fühle darin ganz ebenso, und ich weiß, daß es ganz klarer Legitimation bedürfte, um in Fragen des Bekennens heute eine andere Sprache zu führen als garkeine. Mir ist das alles, was Du von den Völkern schreibst, aus der Seele gesagt. Die Liebe zu Völkern, Sprachen und Ideen gehört für mich zusammen, was nicht hindert, daß zu Zeiten eine Flucht mir not tun kann, um diese Liebe zu retten. Die mir freilich was Deutschland betrifft, durch so entscheidende Lebenserfahrungen gesichert ist, daß ich sie nicht verlieren kann. Doch will ich auch nicht ihr Opfer werden. So wahr mir dasjenige scheint, was du vom Bekenntnis sagst, so wenig leuchtet mir ein, jene verbleibende Verhaftung an Gott in die Begriffe Leben und Sterben zu fassen, als sei das Sterben der Gottnähe noch teilhaft, das Leben der Gottverlassenheit verfallen. Vielmehr möchte es wohl sein, daß wir mit dieser Fragestellung in ein echtes Auseinandersetzungsgebiet zwischen Juden und Christen

halten zu können, um dann für eine Reise günstigere klimatische Möglichkeiten zu haben. Andernfalls werde ich um Weihnachten fortfahren, wohin ist noch ganz unbestimmt, weil ich wenn möglich nicht ganz allein sein möchte. Vielleicht fährt Ernst Schoen nach Holland. Selbst an Paris dachte ich. Andrerseits an den Süden. Genug von diesen Ungewißheiten und – zu andern. Meine Frankfurter Chancen haben sich erheblich gebessert, aber die Zukunft der Universität ist Gegenstand skeptischer Gerüchte, die freilich auch skeptisch aufzunehmen sind. Korff[1] ist weg. Die Angelegenheit ist bereits in einer Fakultätssitzung erwähnt worden und es hat sich kein Widerspruch erhoben. Man erwartet dort meine Arbeit. Die Literaturstudien, die ich mit großer Intensität und in großem Umfang betrieben habe sind Weihnachten beendet. Dann komme ich zur Abfassung. Ob die Arbeit mir genügen wird, vermag ich noch nicht bestimmt zu sagen. Daß sie dem Zweck genügt, darf ich für wahrscheinlich halten. Hinzukommt, daß der Baudelaire erschienen ist. Ein Exemplar wird Dir als mein Geschenk zugehen. Das Buch ist schön und repräsentativ geworden, doch hat es den Anschein, daß Weissbach durch Finten mich derart geschädigt hat, daß ich kein Honorar und nur sieben Exemplare bekomme. Darüber bin ich trostlos. In der nächsten Nummer von Hofmannsthals „Neuen deutschen Beiträgen" beginnt die Wahlverwandtschaftenarbeit zu erscheinen. Hofmannsthal erhielt sie von Rang und äußerte sich in einem Briefe an ihn mit geradezu schrankenloser Bewunderung. Weiter wird in den nächsten Tagen eine politische Schrift von Rang erscheinen, eben jene, die er zum Teil am Tage Eurer Begegnung in Frankfurt verlas. Ich schätze sie auf das höchste. Unter den mitgedruckten „Zuschriften" wirst Du eine von mir finden.

[. .]

Stefan geht es Gottseidank sehr gut. Ich sehe ihn zweimal in der Woche – da ich nicht zuhause wohne – und habe immer wenn ich da bin viel Zeit für ihn. Im übrigen lebe ich sehr einsam, so, daß meine Arbeit sogar im Grunde darunter leidet. Mir fehlen alle Kommunikationsmöglichkeiten. Ernst

nämlich der Gedanke, wie Kunstwerke sich zum geschichtlichen Leben verhalten. Dabei gilt mir als ausgemacht, daß es Kunstgeschichte nicht gibt. Während die Verkettung zeitlichen Geschehens für das Menschenleben beispielsweise nicht allein kausal Wesentliches mit sich führt, sondern ohne solche Verkettung in Entwicklung, Reife, Tod u. ä. Kategorien das Menschenleben wesentlich garnicht existieren würde, verhält sich dies mit dem Kunstwerk ganz anders. Es ist seinem Wesentlichen nach geschichtslos. Der Versuch das Kunstwerk in das geschichtliche Leben hineinzustellen eröffnet nicht Perspektiven, die in sein Innerstes führen, wie etwa der gleiche Versuch bei Völkern auf die Perspektive von Generationen und andere wesentliche Schichten führt. Es kommt bei den Untersuchungen der kurrenten Kunstgeschichte immer nur auf Stoff-Geschichte oder Form-Geschichte hinaus, für welche die Kunstwerke nur Beispiele, gleichsam Modelle, herleihen; eine Geschichte der Kunstwerke selbst kommt dabei garnicht in Frage. Sie haben nichts was sie zugleich extensiv und wesentlich verbindet: wie eine solche extensive und wesentliche Verbindung in der Volksgeschichte das Abstammungsverhältnis der Generationen ist. Die wesentliche Verbindung unter Kunstwerken bleibt intensiv. Die Kunstwerke stehen in dieser Hinsicht ähnlich wie die philosophischen Systeme, indem die sogenannte „Geschichte" der Philosophie entweder uninteressante Dogmen- oder gar Philosophen-Geschichte ist, oder aber Problemgeschichte, als welche jederzeit die Fühlung mit der zeitlichen Extension zu verlieren und in zeitlose, intensive – *Interpretation* überzugehen droht. Die spezifische Geschichtlichkeit von Kunstwerken ist ebenfalls eine solche, welche sich nicht in „Kunstgeschichte" sondern nur in Interpretation erschließt. Es treten nämlich in der Interpretation Zusammenhänge von Kunstwerken untereinander auf, welche zeitlos und dennoch nicht ohne historischen Belang sind. Dieselben Gewalten nämlich, welche in der Welt der Offenbarung (und das ist die Geschichte) explosiv und extensiv zeitlich werden, treten in der Welt der Verschlossenheit (und das ist die der Natur und der Kunstwerke) intensiv hervor. Bitte verzeihe diese dürftigen

und vorläufigen Gedanken. Sie sollten mich nur hierher leiten, wo ich Dir zu begegnen hoffe: die Ideen sind die Sterne im Gegensatz zu der Sonne der Offenbarung. Sie scheinen nicht in den Tag der Geschichte, sie wirken nur unsichtbar in ihm. Sie scheinen nur in die Nacht der Natur. Die Kunstwerke nun sind definiert als Modelle einer Natur, welche keinen Tag also auch keinen Gerichtstag erwartet, als Modelle einer Natur die nicht Schauplatz der Geschichte und nicht Wohnort der Menschen ist. Die gerettete Nacht. Kritik ist nun im Zusammenhange dieser Überlegung (wo sie identisch ist mit Interpretation und Gegensatz gegen alle kurrenten Methoden der Kunstbetrachtung) Darstellung einer Idee. Ihre intensive Unendlichkeit kennzeichnet die Ideen als Monaden. Ich definiere: Kritik ist Mortifikation der Werke. Nicht Steigerung des Bewußtseins in ihnen (Romantisch!) sondern Ansiedlung des Wissens in ihnen. Die Philosophie hat die Idee zu benennen wie Adam die Natur um sie, welche die wiedergekehrte Natur sind, zu überwinden. – Die gesamte Anschauung des Leibniz, dessen Gedanke der Monade ich für die Bestimmung der Ideen aufnehme und den Du mit der Gleichsetzung von Ideen und Zahlen beschwörst – denn für Leibniz ist die Diskontinuität der ganzen Zahlen ein für die Monadenlehre entscheidendes Phänomen gewesen – scheint mir die Summa einer Theorie der Ideen zu umfassen: die Aufgabe der Interpretation von Kunstwerken ist: das creatürliche Leben in der Idee zu versammeln. Festzustellen. – Verzeih wenn dies alles nicht verständlich sein sollte. Deine Grundkonzeption hat mich durchaus erreicht. Mir stellt sie sich letzten Endes in der Einsicht dar: daß alles menschliche Wissen wenn es sich soll verantworten können, die Form der Interpretation haben muß und keine andere und daß die Ideen die Handhaben feststellender Interpretation sind. Nun käme es auf eine Lehre von den verschiedenen Arten von Texten an. Platon hat im Symposion und Timaios den Umkreis der Ideenlehre als den von Kunst und Natur abgesteckt; die Interpretation historischer oder heiliger Texte ist vielleicht in keiner bisherigen Ideenlehre vorgesehen. Sollten Dir diese Überlegungen trotz ihrer Dürf-

mäßige Vereinsamung der denkenden Menschen scheint reißend um sich zu greifen, und ist in den großen Städten, wo sie ganz unfreiwillig sein muß, am schwersten zu ertragen. Dann aber ist bei solchem Gruße das Merkwürdige, daß er neben allen Weihnachtserinnerungen aus der Kindheit, denen das Gewissen einen breiteren Raum zu gönnen verbietet, auf eine trifft, die zu den drei oder vier unveräußerlichen meines Lebens gehören in denen dieses sich vernehmbar in mir gestaltete. Ich weiß nicht wie alt ich war, vielleicht sieben, vielleicht zehn Jahre. Vor der Bescherung saß ich allein in einem dunklen Zimmer und dachte an das Gedicht „Alle Jahre wieder" oder sagte es. Was dabei eigentlich geschah weiß ich nicht und der Versuch es auszusprechen würde nur eine Fälschung hervorbringen. Kurz, noch heute sehe ich in diesem Augenblick mich in jenem Zimmer sitzen und weiß, daß es das einzige Mal in meinem Leben war, daß ein seinem Gehalt nach religiöses Liedwort oder Wort überhaupt in mir eine unsichtbare oder nur flüchtig sichtbare Gestalt annahm.[1] – Für Euch ist hoffentlich mit diesen Wochen, die Euch für Helmuths Befinden sorgenfreier machen können, eine gute Zeit angebrochen und ich hoffe, daß Ihr das Fest angenehm und zufrieden verlebt.

Wiederum stimme ich meinerseits mit dem was Du über Hofmannsthal schreibst gänzlich überein. Es ist nun wohl der Augenblick gekommen, an dem Du vorhast, neuerdings Dich an ihn zu wenden und da bitte ich Dich denn, das Ersuchen um baldigste Rücksendung meines Manuscripts ihm vorzutragen, da ich mich indessen noch nicht an ihn gewendet habe, nun aber Einblick in gewisse Stellen der Arbeit nehmen muß. Bitte verdenke es mir nicht, wenn ich gleichzeitig zwei andere Bitten um Briefe vortrage. Ich wollte Deinen Ersuchen um Rücksendung jenes mir so angenehmen Briefes von Hofmannsthal damals entsprechen – inzwischen erst ist mir, besonders in Gesprächen, aufgefallen, wie beträchtlich der Einfluß dieses Schreibens im Sinne der Erleichterung literarischer Verhandlungen überhaupt für mich werden könnte. Daher wäre es mir höchst lieb, bei Gelegenheit diesen Brief im Original zur Verwahrung und gegebe-